SONDERBARE GESCHICHTEN

von

Otto Julius Bierbaum

Erste Abteilung

Schmulius Cäsar und andre Erscheinungen

O. J. B.

Bei Georg Müller
in München und Leipzig
Weihnachten 1908

Otto Julius

Bierbaum

Sonderbare

Geschichten I

SONDERBARE GESCHICHTEN

von

Otto Julius Bierbaum

Erste Abteilung

Schmulius Cäsar & andre Erscheinungen

O.J.B.

Bei Georg Müller
in München u. Leipzig
Weihnachten 1908

Sechste Auflage.

Von Otto Julius Bierbaums Sonderbare Geschichten wurden 100 Exemplare auf van Geldern-Bütten abgezogen, vom Autor handschriftlich signiert und in Ganzleder gebunden. Der Preis eines solchen Exemplares beträgt M. 30.—.

Inhalt

Schmulius Cäsar

oder

Die marzauner Kunst-Epoche

Es war einmal . . . doch nein: so fangen Märchen an, und diese Geschichte hier ist zwar unwahrscheinlich, aber nichtsdestoweniger so wahr, dass ich bereit wäre, meine Hand dafür ins Feuer zu legen, wenn eine meiner reizenden Leserinnen (alle Leserinnen sind reizend) so grausam und antik (keine Leserin ist antik) wäre, derlei von einem Manne zu verlangen, der sich zwar schon oft das Maul (wie das Volk sagt, dem wir sein Reservatrecht auf Grobheit ja nicht verkümmern wollen) verbrannt hat, aber mit seinen Händen lieber anderen feurigen Dingen zunahe kommt als angebrannten Holzscheiten oder Kohlen, die bloss weh tun.

Übrigens braucht sie ja niemand zu glauben, und es ist auch gar nicht der vornehmste Zweck von Geschichten, dass sie geglaubt werden. Ich für mein Teil glaube nicht einmal an die Weltgeschichte, denn es ist eine Reihe von Geistererscheinungen, und ein Mensch von aufgeklärtem Gehirne glaubt nur an das, was er sehen, greifen, riechen, hören kann. Aber erzählen lasse ich mir immer wieder aufs neue gerne, was für Geschichten der liebe Gott unter den Menschen

angerichtet hat: wie die Geschichtserzähler behaupten, die sich durch die Gabe treuherzigen Glaubens vor allen übrigen Menschen nicht weniger auszeichnen, als durch eine zwar beschränkte, innerhalb ihrer Schranken aber höchst muntere Phantasie, neben der die eines politischen Leitartikeldichters schmächtig genannt werden muss. Ich lasse mir gerne erzählen und erzähle gerne. Warum? Aus einem unersättlichen Vergnügen an dem köstlichen Phänomen, dass alles, was durch das Gehirn des Menschen geht (ich glaube: nicht einmal die Mathematik ausgenommen), eine Abwandlung der völlig uninteressanten Realität in die höchst interessante Momentwahrheit eines Gehirnes ist. Es passiert mir zuweilen, dass ich wünschte, ein Tier zu sein; z. B. Zottel, mein Kater, der es viel besser hat als ich; wenn ich dann aber bedenke, dass er lediglich auf die törichte Wirklichkeit angewiesen und nicht imstande ist, Gehirndestillate zu geniessen, die den Extrakt daraus: die Wahrheit, enthalten, so beschmutze ich sein weisses Fell nicht mehr mit meinem Neide.

Somit, denke ich, Freund Leser (oder Feind), sind Ew. Exzellenz genug gewarnt.

Noch ist es Zeit, eine Geschichte wegzulegen, über die Sie sich vermutlich sehr ärgern werden, wenn Sie von ihr irgend etwas erwarten, das Ihrem Bedürfnis nach Glaubhaftigkeit (oder wie Sie Ihren Ernst sonst gerne nennen) Nahrung zu geben geeignet ist. Noch einen Augenblick, und ich mache die Türe auf: nicht zu einem Viktualienladen, sondern zu einer Destillation. Nutrimentum spiritus. Nichts für Abstinente. Wer eintritt, muss einen Puff vertragen. Es werden auch einige Zylinderhüte eingetrieben.

* *

*

Der Conte Navagero, ein Nobile aus der alten Stadt Landshut an der Isar, und Maler, Bildhauer, Architekt, Radierer, Holzschneider, Steinzeichner dazu, ein Mensch, für den es kein Material gab, aus dem es ihn nicht gejuckt hätte, etwas Hübsches zu kneten, zu schneiden, zu basteln, zu hämmern, zu pressen, zu lochen, zu kratzen und was man sonst noch mit den zehn Fingern zweier infolge unablässiger Talentausübung ewig etwas dreckiger Hände zu machen vermag: stand

auf seines Daches Zinnen und guckte durch ein langes Fernrohr hinab ins tiefe, tiefe Tal. Neben ihm stand seine kleine, aber edle und gleichfalls überaus talentvolle Gattin (sie konnte das Klavier zwar nur mit einem Finger bemeistern und besass auf den fünf Linien des Notenpapiers keine Orientierungsgabe, komponierte aber ganze Opern) und stopfte einem grauen Papageien Maulbeeren in den Schnabel.

Der Conte trug die Montur seines Genies: einen Malerkittel, dessen ursprünglich weisse Grundfarbe so vollkommen mit Farbenklecksen jeglichen Ganz-, Halb- und Vierteltons besprenkelt war, dass sie es längst aufgegeben hatte, zur Geltung zu kommen. Und so sehr liebte die Palette ihren Meister, dass sie selbst sein Haupthaar koloristisch belebt hatte. Man hätte meinen können, er bediene sich der Ölfarben als Pomade. Sein langer Spitzbart aber glänzte sonderbarerweise in dem reinen Schwarz, das ihm die Natur verliehen hatte. Der Conte hätte sich die Hände doch auch einmal an ihm abwischen können. Aber nein, das tat er nicht. Eher noch benutzte er seinen über alle Massen hohen Stehkragen

dazu, der infolgedessen eine hübsche halb schottische, halb türkische Musterung zeigte. Auf seiner starken, sehr gräflichen, nein: sehr contehaften Nase (denn das Landshuter Geschlecht derer von Navagero stammte eigentlich aus Venedig) sass ein gewaltiger Hornzwicker vor den gescheidtesten und gutmütigsten Augen, die je dazu bestimmt gewesen sind, einem liebenswürdigen künstlerischen Kindskopfe von der äusseren Welt gerade so viel zu vermitteln, als dem in den bunten Kram seiner eigenen Welt passen mochte.

Olympia, des mageren Francesco wohlbeleibte Gemahlin, war mit einem höchst primitiven Gewande angetan, das man wohl einen Kartoffelsack hätte heissen können (denn es war aus Rupfen und ohne viele Schneiderkunst einfach geradezu geschnitten), wäre es nicht über und über höchst prachtvoll mit den buntesten und phantastischsten Pflanzen und Tieren navagerischer Herkunft bedeckt gewesen: zwar eigentlich mit einem Tapetenmuster, aber in der Wirkung ebenso lustig wie hübsch. Auf die Rundung ihrer rechten Brust war gerade ein Affe zu sitzen gekommen, der die Flöte spielte; auf der

linken sass ein Kreuzschnabel und behämmerte einen Pinienapfel; die ganze Hinterfront hinab ergoss sich ein Regen von Apfelsinen über einen auf dem Bauche schlafenden Faun, von dem aber nur die Rückenlinie mit ihrem letzten Ausläufer, dem Bocksschwänzchen, übrig geblieben war; alles übrige hatte, der geringen Längsausdehnung Olympias wegen, der Schere zum Opfer fallen müssen. In ihrem schwarzen, durch keine Brennschere, sondern von Gnaden der Natur gelockten Haare wurde die mangelnde Frisur durch eine venezianische Glasschmelzkette ersetzt, deren einzelne Glieder in Form und Farbe gleichfalls den Geschmack und die Kunst ihres erlauchten Gatten verrieten. Sie waren nach seinen Angaben und unter seiner Aufsicht in Murano entstanden und bewiesen, dass Francesco noch buntere Einfälle hatte als die alten Ägypter, die diese Ketten vor ein paar tausend Jahren nur deshalb erfunden haben, damit Francesco sie einmal noch schöner machen konnte. Lapis lazzuli-blau und orange, bernsteingelb und achatgrün bemühten sich um die Wette, das Schwarz der Haare Olympias zu heben. Sah man genauer hin, so entdeckte man, dass

jedes einzelne Schmelzstück ein kleines Kunstwerk war: von Gold durchtupft; mit kleinen Schlangenlinien ornamentiert; in geometrische Formen abgeteilt; pfauenschwanzartig oder fasanisch leuchtend; eines zeigte sogar das blaue Weltauge in einem goldenen Dreieck auf schwarzem Grunde. Noch lohnender aber war es, das Gesicht Olympias zu betrachten. Es war schön und dennoch hübsch: eine Kombination, die ebenso reizend wie selten ist. Der Conte behauptete zwar, er würde es besser gemacht haben: wie er denn überhaupt der Maxime unverhohlen genug Ausdruck gab, die Natur sei eine Patzerin, von der der Künstler nur zu lernen habe, wie man es besser machen müsse. Mit dieser ihrer Leistung: Kopf der Olympia, konnte er aber eigentlich zufrieden sein; und er war es im Grunde auch, wiewohl er, wenn ihn der Navagero-Grimm packte, sich zu Ausrufen hinreissen liess wie: „Geh, Limpi, cachiere diese dilettantische Kinnlinie a bisl; sie ist und bleibt pommerische Reminiszenz.“ Worauf dann Olympia regelmässig von ihrem Familiengrimm ergriffen wurde und jegliches Objekt, das sie gerade in Händen hatte, erdwärts schleuderte. (So einmal eine grosse

Schüssel voll Schweinshaxen mit Sauerkraut; weshalb Francesco fortan nie mehr seinen Anfall bekam, wenn die Gattin „essende Ware" in Händen hatte.) Es war ihr, der geborenen Marchesina della Polvere, nämlich im höchsten Grade zuwider, daran erinnert zu werden, dass ihre Frau Grossmama selig aus Pommerland stammte. Sehr mit Unrecht: denn die beiden passten gerade deswegen so gut zusammen, weil er ein verniederbaierter Friulaner, sie aber eine angepommerte Venezianerin war.

*

Wir haben reichlich Zeit, uns in das Äussere des Ehepaares zu vertiefen, denn Francesco guckt noch immer durch das Fernrohr, und Olympia hört nicht auf, den Papageien zu atzen. Wir können uns sogar noch einen Blick auf die Landschaft gönnen und einen Ausdruck korrigieren, der mir als klassische Reminiszenz, aber gänzlich fehl am Platze in die Feder gelaufen ist. Der Conte stand nämlich keineswegs auf seines Daches Zinnen (denn es hatte keine; auch glaube ich, unmassgeblichst, dass unser grosser Dichter sich zwar poetisch, aber

nicht ganz exakt ausgedrückt hat, — dem Reim zuliebe, in den die Dichter mehr verliebt sind, als ins Exakte: denn der Beherrscher von Samos hätte sehr krätschbeinig dastehen müssen, wenn seine Füsse auf zwei Zinnen postiert gewesen wären), sondern der Conte stand hinter einer Luke auf seinem Dachboden. Aber es war der Dachboden eines alten Schlosses, und, zum grossen Vergnügen des romantisch geneigten Malers, ein sehr ruinöser Dachboden: ein lebensgefährlich ruinöser Dachboden sogar. Doch das tat gar nichts in Anbetracht des entzückenden Umstands, dass sich auf ihm, der ursprünglich gar kein Dachboden, sondern, als das Schloss noch ein paar Stockwerke mehr gehabt hatte, ein Etagenboden gewesen war, die ehrwürdigste Reliquie der ritterlichen Vergangenheit des Schlosses befand: ein gotischer Abtritt: jener gotische Abtritt, auf dem der Teufel die alte Köchin Kordula (wegen frevelhaften Absiedens von Schweinefett an einem Freitag) erwürgt hatte: so zwar, dass sie noch zu Zeiten unsrer Geschichte mit dem zum Rücken umgedrehten Kopfe spuken ging, den Schmalznapf in der Rechten, den Rührlöffel in der Linken. Auch befanden sich hier

oben, wo die Schlafstätten des Gastgesindes gewesen waren, allerhand alte Röthelinschriften an den Wänden, womit sich die Knechte und Knappen zu verewigen getrachtet hatten. Meist waren es nur ihre Namen und die Daten von Ankunft und Abreise. Aber es hat auch ausführlichere Knechte und Knappen gegeben; ja sogar poetische. Einer hatte, recht indiskret, vermeldet:

In disem Gschloss
Ich Freiden vil
Mit Lipesspil
Von der roten Zusl gnoss.
Valtein Tschullerer von Völs.

Der Conte, der überhaupt zu temperamentvollen Übertreibungen geneigt war, erklärte, diese Inschrift sei zehntausendmal (billiger gab ers überhaupt nie) interessanter, als die auf dem Kickelhahn, und er erging sich gerne in Betrachtungen darüber, was der Valtein Tschullerer von Völs wohl für ein Dichter geworden wäre, wenn das blödsinnige Fatum ihn nicht dazu bestimmt gehabt hätte, „irgend einem Esel von Ritter die Stiefel zu schmieren". Es versteht sich von selbst, dass er Valteins Liebesspiel mit der roten Zusl in Holz, Kupfer und Stein verewigt hat.

Jetzt aber hatte er keinerlei Interesse dafür, sondern starrte immerzu weiter durch das Perspektiv, das genau auf den Punkt gerichtet war, wo (wir überblicken nun auch unsrerseits die Landschaft) unterhalb einer zackigen Burgruine die Landstrasse sichtbar zu werden beginnt, die von der alten Kaufmannsstadt im Tale zu dem Plateau heraufführt, wo sich der Adel des Landes vor Jahrhunderten seine Schlösser und Herbstlustsitze (gegen achtzig an der Zahl) hingebaut hat. Beugen wir uns ein wenig zur Luke hinaus, so erblicken wir zuerst den Schlosshof; doch das klingt zu feierlich: er ist, ungepflastert, uneben, zwischen Mauern, Schloss und der Atelier-Scheune ein ungepflegter, wiesiger Raum, auf dem sich ein paar alte Maulbeerbäume und eine grosse Trauerweide die gemütlichsten Winkel ausgesucht haben. Ein alter Röhrenbrunnen in Form einer Granitsäule, auf der ein Löwe mit dem Wappen des Conte Navagero und der geb. Marchesina della Polvere steht, lässt sein Wasser in einen grossen Steintrog plätschern, dem Francesco einen Fries völlig betrunkener kleiner Bachusse eingehauen hat: für einen Wassertrog etwas unpassend zwar, aber sehr

lustig anzusehen. Gleich hinter dem Brunnen erhebt sich eine Mauer: der Rest des „römischen Schlosses", das, wie der Maler nicht müde wird zu beteuern, ursprünglich hier gestanden hat. Seine übrigen Mauern, gleichfalls Ruinen, umzirken mit ihr einen verwilderten Garten: den Ruinengarten. In ihm versuchen zwischen halbmannshohen Buxeinfassungen allerlei Blumen und Gemüse zu wachsen. Doch gelingt das viel weniger ihnen, als dem im Frühjahr und Sommer fett aufschiessenden Unkraut, das nun gelb und dürr geworden ist. Um so grüner, saftiger schaut der Epheu her, der aus schenkeldicken Stämmen die Mauern hinanwuchert. Er strotzt von metallisch dunkelblauen Beeren, dem Freitisch der Amseln, wenn, wie jetzt, die Frucht der Rebe im Maischbottich verschwunden ist. Es ist Spätherbst, und die Weinleiten sehen schon mehr braun als gelb und etwas verrauft aus, denn die Bauern haben bereits einen Teil der Blätter zum Viehfüttern verwendet. Dafür flammen um so feuriger in rot und gelb die Obstbäume und, wo noch Wald dem Bauernbeile Stand gehalten hat, steht broncen die Buche, golden die Eiche, zitronen mit silbernem Schafte die Birke. Weniger

Feuer entfaltet beim Sterben das Laub der Edelkastanie: es brennt braungelb ab. Drüben das Mittelgebirg, das uns den Fluss verbirgt, der nach Italien zieht, steht im schwärzlichen Grün seiner Fichten und Tannen vor gelbgraunackten Dolomiten. Gleich einem riesigen Nashorn wuchtet, ein Epos in Stein, der gewaltige Schlern. Der Zackenfirlefanz des Rosengartens wartet gefallsüchtig auf die Feuerwerkseffekte, die ihm bald die untergehende Sonne zum unaussprechlichen Vergnügen der Ansichtskartenindustrie abgewinnen wird.

*

Wir hätten noch vieles andre zu betrachten, aber der Conte erhebt plötzlich mit gebietender Majestät die rechte Hand und ruft: „Die Fahne heraus! Herrgottsakra, wo bleibt denn Josef Beppino mit dem Lumpen!“

Darauf Olympia, viel weniger lebhaft: „Er wird ihn halt noch flicken.“

„So a Schlamperei!“ knurrt Francesco; „wenn net ich alles tu, geschieht gar nix. Wozu hab ich eigentlich meine Sklaven?“

„Dass der König was zu schimpfen hat.

Sonst wär ihm net wohl," antwortet eine fette Falsettstimme aus der Tiefe sehr phlegmatisch.

Es ist Josef Beppino, der sich so respektwidrig äussert, weil er zwar der Oberste der Sklaven, gleichzeitig aber Francescos leiblicher älterer Bruder ist: auch ein Conte Navagero also, aber nicht mit den Souveränitätsrechten ausgestattet, die im gräflichen Gemeinwesen nur die bildende Kunst verleiht.

Josef Beppino ist nämlich bloss Dichter, und noch dazu einer, der nicht zum Dichten kommt, weil er der Haushofmeister seines königlichen Bruders und über dies dessen Geschäftsführer ist. Auch muss er, in allen Ehren versteht sich, gewisse Funktionen des Ehemanns Francesco vertreten: muss mit Olympia spazieren gehen, wenn Seine Majestät unlustig dazu oder durch Genieausübung verhindert ist, muss mit ihr musizieren und muss, ferner, ihr Beistand leisten, wenn sie „ihren Zorn" oder Heimweh nach den Lagunen kriegt. Bei solcher Gelegenheit zeigt es sich deutlich, dass nicht alles Diplomatengeschick des Navagerischen Hauses von den gloriosen Vorfahren aufgebraucht worden ist, die im

Dienste des Markuslöwen unverwelklichen Lorbeer errungen haben. Äusserlich aber hat er gar nichts von einem Macchiavell an sich, sondern sieht wie die verkörperte Lyrik und Gemütlichkeit aus.

Wenn sich die Haare des königlichen Navagero mit der ganzen Widerspenstigkeit künstlerischer Majestät sträuben, so schmiegen sich die seinen sänftiglich dem langen Schädel an und dulden sogar die Andeutung eines Scheitels, der nur jeglicher Pflege allzusehr entbehrt, als dass er den Eindruck von bewusster Frisiertendenz machen könnte. Verkündet Francescos Condottierenspitzbart die Unbeugsamkeit befehlshaberischen Willens, so schäkert das Schnurrbärtchen Josef Beppinos gleichsam mit lyrischen Zephyren und wehrt sich milde dagegen, dass man seine beiden aufgedrehten Löckchen für Widerhaken des Widerspruchs ansehe. Wenn die gebietend vortrotzende Conte-Nase des Tyrannen Navagero als Bollwerk grausamer Energie angesehen sein will, so bescheidet sich die haushofmeisterliche mit den Reizen weicher Richtungsunbestimmtheit. Sogar der Zwicker wirkt bei Josef Beppino ganz anders als bei dem kriegerischen Bruder:

er ist einfach ein optisches Hilfsmittel ohne allen heroischen Ausdruck, während man bei Francescos Hornkneifer das Gefühl nicht los wird, er sei das Rudiment jener ehernen Helmausgucke, durch die die ritterlichen Ahnen des Geschlechtes Blitze schossen.

Das Lieblingsgewand des sanfteren Navagero ist ein kamelhärener Schlafrock ohne alle künstlerischen Aspirationen: ganz einfach ein Schlafrock mit einer Trottelschnur um des schmächtigen Leibes Mitte, und überall dort abgewetzt, wo auch bei gewöhnlichen Menschen Schlafröcke abgewetzt zu sein pflegen. Francesco findet ihn „würdelos und über alle Massen gemein". Es hat schon Wortgefechte wegen dieses bourgeoisen Kleidungsstückes gegeben, die an Szenen im österreichischen Reichsrate erinnerten, aber Josef Beppino, sonst ein lyrisches Lamm, hat sich immer als dramatischen Puma (Löwe wäre Übertreibung) bewährt, wenn es galt, sein Recht auf Bequemlichkeit und Salopperie zu verteidigen. Übrigens hört auch bei ihm die Bequemlichkeit in der Halsgegend auf: auch er trägt Stehkragen von einer so schwindelnden Höhe, dass, als einmal ein bäuerlicher Floh den lyrischen Conte an-

gesprungen hatte, es für die ganze Familie ein aufregendes Schauspiel war, zu beobachten, wie er, obwohl doch zu den Gemsen unter den Insekten gehörig, mit deutlichen Symptomen von Schwindelangst auf dem Kragengrate bange einherhaatschte.

(Olympia hat das erstaunliche Ereignis zu einem musikalischen Seelengemälde mit dem Titel „Der verzagte Floh" verkomponiert. Ich erwähne das als Beweis dafür, dass Olympia zur modernen Richtung in der Musik neigt und innerhalb dieser einen Platz auf der äussersten Linken beanspruchen darf. Denn psychologischer und zugleich ausdruckmalender wird schwerlich ein modernes Tonstück erfunden werden als dies, in dem die kühne Tönewälzerin gleichzeitig das ungewohnte Gefühl des Schwindels in einem Flohgehirn und die zwischen Sprungansätzen und bekümmertem Hinschleichen einherschwankende Bewegung anhörlich machte, in der es sich kundgab. Sie hat mit diesem inspirierten Treffer gewissermassen den Floh für die Musik erobert: eine Eroberung, die man bei dem Mangel an wirklich originellen musikalischen Stoffen nur mit der äussersten Befriedigung begrüssen kann.)

Doch es erscheint an der Zeit, in der eigentlichen Erzählung fortzufahren.

Also: Josef Beppino, nein: Josef Beppinos Antlitz erschien oberhalb der obersten Sprosse der Dachtreppenleiter und lächelte befriedigt: so, wie das Antlitz eines Menschen lächelt, der ein schweres Werk vollbracht hat. Dieses Werk trug er um Brust und Bauch geschlungen. Als er ganz zum Vorschein gekommen war, sah man, dass es ihm auch noch als Schleppe folgte.

Es bestand aus vier aneinander genähten Betttüchern, die Francesco vor Jahr und Tag einmal ihrer eigentlichen Bestimmung entzogen hatte, indem er ihnen die Ehre antat, darauf die Wirkung riesiger, von ihm selbst geschnittener Bildschablonen auszuprobieren. Es war in der Zeit geschehen, als er von der Überzeugung rauschhaft ergriffen war, es sei ein stupider Blödsinn, in der heutigen, auf Massenproduktion gerichteten Zeit noch Bilder zu malen. Man müsste vielmehr, meinte er (damals!), lediglich Schablonen schneiden, einen Musterdurchklatsch anfertigen und das Übrige Sklaven überlassen, die dann, je nach Bedarf und Nachfrage, soviel Nachbestellungen anzufertigen hätten,

als man brauchte und als die Schablone hergab.

„Damit sind Millionen zu verdienen!“, konstatierte er, und: „Ich bin imstande, mit diesen Schablonenbildern die gesamte moderne Malerei durch Sonne und Mond zu hauen“, und: „In zwei Wochen schneid ich Euch soviel Schablonen jedes Palastformats zusammen, dass für Ölschinken (wie er [damals!] Ölgemälde zu nennen pflegte) überhaupt keine Wand mehr übrig bleibt in sämtlichen Weltteilen.“ Und noch vieles andere Ähnliche sagte er — damals.

Indessen: Ehe er noch die Probe auf die Millionen gemacht hatte, warf er Schere und Schablonenkarton in den Winkel und meinte, die Technik habe jeden Reiz für ihn verloren; sie sei zu leicht; derlei müsse man Buchbindern überlassen. Josef Beppino aber schrieb mit resigniertem Lächeln in das navagerische Hauptbuch den Posten: „Wieder ein paar Millionen — für später. Diesmal gegen hundertfünfzig Quadratmeter Schablonen. Eine schöner, als die andere. Ausgegeben für ein Mittel gegen Mottenfrass: Zwanzig Kronen österreichischer Währung.

O ruhet sanft! Ihr seid zu schön,
Um in gemeinen
Staatsschuldenscheinen
Aufzuerstehn!"

Und sie waren wirklich sehr schön und atmeten wirklich mehr Talent, Laune, Farben- und Formensinn als recht viele in beträchtlich längerer Zeit zusammengepinselte Ölschinken von Künstlern, die, zu ihrem Glücke, nicht so an Talenthypertrophie litten, wie der allzutalentvolle Conte, der aus lauter Begabung nicht dazu kam, die weniger Begabten durch Sonne und Mond zu hauen und sich mit den ebenbürtigen Kunstgenossen zu messen. Hielten ihm das Olympia und Josef Beppino im Vereine einmal vor, so pflegte er zu entgegnen: „Das ist der Standpunkt von Sklaven. Für den König ist die Überzeugung genug, dass er könnte, wenn er wollte. Aber er will net, will durchaus net. Weil's langweilig ist, eine Sache zur Vollkommenheit zu treiben. Wenn ich seh, ich kann was, so lass ich's bleiben und such mir was, das ich noch net kann, Herrgottsdonnerwetter: bin ich denn dazu da, mit anderen Leuten zu konkurrieren, die stumpfsinnig genug sind, um immer auf einem und demselben Esel

zu reiten? Ich setz mich heut auf ein Karussellpferd, wenn ich Lust hab, und morgen auf einen Delphin, und übermorgen fahr ich in die Luft auf einem chinesischen Drachen, und wenn ihr net aufhört, mich zu sekkiern, so bleib ich einfach auf meinem Thron sitzen und fange Fliegen.“ Worauf dann immer wieder die Petition an ihn erging, er möge nur ganz nach allerhöchst seinem Belieben ausreiten, auf was immer es ihn gelüstete, aber nicht vergessen, einige Kassenscheine mit heimzubringen, zu seiner eigenen und der Sklaven Nahrung und Notdurft und zur Erhaltung des Schlosses.

Das tat er denn auch getreulich, und wenn es Tage gab, an denen die gräflichen Kassen so leer waren, dass selbst die Hunde es witterten, und ihre Witterung auf die bekannte unästhetische Weise bekundeten, so gab es wieder andere, an denen der König zu seiner Gattin sagen konnte: „Limpi, schau mal nach, ob ich in meiner Westentasch net an Tausender hab stecken lassen; ich seh eben, dass ich bloss noch neunzehn bei mir hab, und es müssen, mein ich, zwanzig sein.“

Es kam vor, dass der Conte sein Schloss genau mit soviel Geld verliess, um nach

Berlin reisen zu können, wo er eine Wagenladung navagerischer Kunst an den Mann zu bringen gedachte, während er die Zurückbleibenden lediglich ihrem Kredit anzuempfehlen vermochte; und eine Woche darauf telegraphierte er aus Venedig, dass er dort auf Grund eines grossen bildhauerischen Auftrages aus Berlin zwei Paläste gekauft habe und augenblicklich hunderundzwanzig Steinmetze beschäftige. Jeder andere hätte geglaubt, der Arme sei aus Nahrungssorgen übergeschnappt und deliriere telegraphisch. Nicht so Olympia und Josef Beppino. Diese versetzten augenblicklich, was Versetzbares noch da war und fuhren nach Venedig, wo sie ohne viel Erstaunen über den Portalen der beiden Paläste bereits das navageropolverische Wappen erblickten und stundenlang sich damit vergnügten, durch die Zimmerfluchten zu schreiten, die einstweilen nur durch ihre Phantasie mit Möbeln ausgestattet werden konnten.

Bald hing Francesco auf einem Gerüst an der Fassade eines Schlosses über der Donau und malte Rittergeschichten auf den nassen Kalk; bald sah man ihn nächtlicherweile den Hof eines Münchner Bräus in Berlin mit

Fresken bedecken, während er tagsüber schlief; bald stand er tagelang an einer von ihm erfundenen lithographischen Presse und erzeugte kilometerweise Tapeten; bald überwachte er den Brand von Terracottaöfen und förderte Vasen, Statuen, Kaminverkleidungen zutage: lauter Produkte seiner knetenden Hand; jetzt schmückte er ein fürstliches Mausoleum aus; dann ein Nationalmuseum; darauf eine städtische Schule; nun ein Warenhaus; sodann den Saal in einem kaiserlichen Schlosse; bald war er irgendwo hoch im Norden; nicht lange darauf ebenso tief im Süden, immerzu schaffend: ganze Häuser, oder auch mal Kleinkram: Töpfe, Bucheinbände, Kassetten, — aber immer kam mal eine Zeit, wo er mit entschlossener Kehrtwendung den „ganzen Blödsinn" hinter sich liess und irgendwo (das war seine Hauptpassion) ein altes Schloss kaufte, dort als König zu hausen.

Auf dem im südlichen Tirole (wo unsere Geschichte nun wirklich bald beginnen wird sich zu begeben) befand er sich schon über ein Jahr, und er gedachte es auch noch nicht allzubald zu verlassen. Wenigstens nicht vor Inaugurierung der Marzauner Kunst-

epoche, die er sich in den Kopf gesetzt hatte.

*

Aber soweit sind wir noch nicht. Es muss uns einstweilen genügen, bei Hissung der Marzauner Kunstepochenfahne zugegen zu sein.

Dass sie aus drei zusammengenähten Leinentüchern mit Schablonenbildern bestand, wurde bereits gemeldet. Welche Not Josef Beppino hatte, sich aus ihrer Umschlingung zu befreien, wie gemütlos vergnügt Olympia über seine dabei exekutierten Derwisch- und Serpentintänze lachte, welche Flüche Francesco dazwischen grunzte und wie dämonisch der Papagei das Ganze zu einer Kakophonie dachsparrenerschütternder Schrille machte, indem er unausgesetzt schrie:

Limpi, Limpi, Lora,
Ora et labora,
Schneid dem Franzl d'Ohr a,
Dass die Rotte Kora
Nicht bloss leeres Sauerkraut
Auf dem Marmortisch erschaut.
Periculum in mora!

—: auch dies möchte gerne des Aus-

führlicheren vermeldet werden, aber ich sehe nicht ab, wann ich mit dieser Geschichte fertig werden soll, wenn ich in dieser epischen Breite fortfahre, ohne anzufangen.

*

Begeben wir uns lieber, während Josef Beppino mit unsäglichen Mühen das endlos lange Fahnentuch an der Querleiste der Fahnenstange befestigt, die drei engen und gewundenen, daher „das Darmwerk" genannten Treppen des Schlosses hinab auf den Hof, um aus genügendem Abstande die drei zur Flagge vergatteten Bilder zu bewundern, die Francescos Schere dem Schablonenkarton abgewonnen hat.

Das Glück ist uns günstig: ein sanftes Windchen aus der Furklauschlucht breitet glättend die Marzauner Kunstepochenflagge aus und hält sie uns in übersichtlicher Schräge vor. Schnell, ehe die Mendelnase einen katharralische Boreas hineinprustet, konstatieren wir: Erstes Bild (unterstes): Vater Silen reitet schmerbäuchig auf einem weissen Esel durch eine Säulenhalle, die hinten wandartig mit einem purpurroten, goldfransigen Tuche verhängt ist. Er bläst auf einer

schilfgrünen Bündelflöte; ein Kranz von dunklen Rosen sitzt ihm schief auf der Glatze; schwarz hängt, vom Weine prall, ein Schlauch über die Kruppe des geduldigen Reittieres, das eine wohlbeleibte Dame am goldenen Halfterbande führt. Ihre Korpulenz ist völlig offenkundig, denn sie ist durchaus nackt wie ein Ferkelchen. Immer der Tatsache eingedenk, dass auch die klarsten Bilder von mangelhafter Intelligenz gerne missverstanden werden, hat der gutmütige Künstler auf einem Täfelchen, das zwischen zwei Säulen an einem Gewinde von Maiskolben hängt, die Inschrift angebracht: „Die Dichtkunst, geleitet von der Malerei."

Lassen wir alle Fragen, die uns nun erst recht bestürmen, beiseite (—: warum ist die Malerei so dick? warum die Dichtkunst noch dicker? warum haben beide nichts an? warum reitet die Poesie auf einem Esel? warum hat sie eine Glatze? warum ist sie so ungalant, die Malerei zu Fuss gehen zu lassen? warum braucht sie eine Führerin? warum gerade diese? wo geht der Weg hin?) und wenden wir uns zu dem zweiten Bilde.

Auch dieses hat eine Legende. Sie steckt hier in einem hohlen Baume und liest sich

von einem verwitterten Brette ab wie folgt: „Die Musik und ihr Publikum." Und was sehen wir? Einen ungemein mageren Orpheus, der an dem hohlen Baumstrunke steht und auf einer entschieden unmöglichen, scharlachroten Bassgeige von mindestens zwei Dutzend goldenen, silbernen, därmenen, bindfadenen Saiten spielt. Ist es wirklich Orpheus? Ist es nicht vielmehr Johannes der Heuschreckliche? Man möchte es angesichts seiner hohlen Wangen, seines verwilderten Bartes, seines düster-ekstasischen Ausdruckes, seines härenen Gewandes wohl glauben. Aber ich habe noch nie einen Johannes gesehen, der in der Wüste eine Pelzmütze mit Ohrenklappen getragen hätte. Während ich mir wohl einen Musiker denken kann, der sich vor seinen Tönen durch Ohrenklappen schützt. Gleichviel: das Publikum dieses Bassgeigers ist in einem Taumel von Verzückung. Hier wälzt sich eine (ersichtlich noch jungfräuliche) Ferkelin selig ergriffen auf dem Rücken und rüsselküsst dabei ein sinnig hingelagertes Kälbchen von sentimentalst verschmolzenem Ausdrucke. Da brütet ein Elefantenweibchen mystisch vor sich hin, gänzlich fühllos gegen die

vehemente Leidenschaftlichkeit eines hingerissenen Katers, der ihren Rüssel umkrallt. Dort scheint eine ganze Herde von lilienweissen Hennen an der Drehkrankheit zu leiden, die man den Pips nennt, während ein durchaus feuerroter Hahn auf den Kopf einer Apollostatue (die an Mozarts Züge erinnert) geflogen ist, die Flügel rappelt und aus ganz masslos übertriebener Schnabelsperrung so heftig kräht, dass ein boshafter Schimpanse, dem hinter jedem Ohre riesige Federhalter stecken, mit Pferdeäpfeln nach ihm schmeisst. Das andere Getier ist in der Schnelligkeit nicht zu unterscheiden, bis auf einen Walfisch, dem trotz seiner Taubheit dicke fischtrangelbe Tränen aus den Augen rinnen. Dafür ist recht deutlich zu erkennen, dass die graublauen Wolken, die über dem Ganzen (einem nur durch den feuerroten Hahn unterbrochenen Halbdunkel) lagern, eigentlich riesige, verschwommen aufgedunsene Wasserköpfe mit den Zügen der grossen Komponisten der Vergangenheit sind. Am gewaltigsten wirkt Richard Wagners Schädel mit dem gewitterschwarzen Barett vor. Die Fransen seines Halsbartes schleifen beinahe auf der Erde und scheinen eben im

Begriffe, sich in einem ausgiebigen Landregen zu ergiessen. — Da wir durchaus keine Zeit haben, uns über dieses Bild die Gedanken zu machen, zu denen es offenbar herausfordern will, wenden wir uns schleunigst zu dem dritten.

Es wäre das klarste von allen, wenn es nicht den infam dunklen Titel führte: „Gehirn mit Ei, oder der Phisosoph." Weiss der liebe Himmel, warum Francesco diese rätselhafte Inschrift auf einer grossen Pfeffer- und Salzbüchse angebracht hat, die, in Form einer griechischen Vase mit dem Doppelkopf Sokrates-Nietzsche, auf einer gedeckten Tafel steht, an der ein junger, blasiert aussehender Herr in Biedermeiertracht sitzt. Ich würde das Bild einfach nennen: Der wohlhabende Feinschmecker. Er sitzt in einer Art Monopteros, dessen schwarze Granitsäulen von gelben Rosen umrankt sind, auf einem offenbar sehr hohen Berge, denn man sieht nur felsigen Grund, und die Landschaft ist völlig die eines Hochgebirgspanoramas. Er sitzt blasiert in seinem hechtblauen Biedermeierfracke da, mit seinem Biedermeiervatermörder, seiner grossen amarantfarbenen Biedermeierkravatte, seiner geblümten Bie-

dermeierweste mit der goldenen Biedermeieruhrschnalle, seinen viel zu engen, weissen Biedermeiernankinghosen, den geschwungenen Biedermeierzylinder auf dem glattrasierten Biedermeierkopfe: sitzt da, lässt sich auftischen und zieht das Maul recht kennermässig schief. Rechts reicht ihm auf silberner Schüssel ein Lakai in schwarzer Livrée mit dem Kopfe eines unendlich gelehrten Professors der Weltweisheit eine Portion gebackenes Gehirn, sehr hübsch mit Zitronenschnitten garniert; links bietet ihm eine (wie könnt es bei Francesco anders sein) mutterseelennackte Negerin, lackstiefelschwarz und glänzend, straff- und rundbrüstig gegen alle ethnographische Erfahrung, auf einem riesigen Weinblatte eine Portion Rühreier, rund umwallt von einer mattgrau blinkenden Mauer Malosols. Vor ihm stehen zwei Flaschen. Eine, mit einer cochenilleroten Flüssigkeit, trägt die Aufschrift: ἀριστον μεν το ὑδωρ. Eine andere, von der man dem Anscheine nach gerade annehmen sollte, dass sie Wasser enthält, verkündet auf ihrer Etikette: Nutrimentum spiritus. — Wie ich Francesco kenne, hat er sich absichtlich verschrieben. Aber wir

wollen ihm nicht den Gefallen tun, dieser Absicht nachzugrübeln, sondern ihn mit der Vermutung beleidigen, er habe nicht gewusst, was er schrieb. Warum gibt er uns auch durch die Schablone Rätsel auf.

Sind wir dazu da, Bilderrätsel zu lösen? Nein, wir sind dazu da, eine Geschichte zu hören. Ich verlange mit Entschiedenheit, dass sie nun endlich beginnt. Glauben Sie vielleicht, ich habe meine Zeit gestohlen, Herr Conte? Wenn Sie schon Leute auf Ihr Schloss einladen, so hat dort auch etwas zu passieren.

❖

Aber wir brauchen uns jetzt wirklich nicht aufzuregen, denn, während wir uns die Fahne angesehen haben, ist wirklich etwas passiert.

Gleich nachdem wir das Darmwerk hinuntergekrochen waren, begaben sich auch die Navagerischen vom Dachboden weg; Francesco, wie sich's nicht anders geziemt, voran, dann Olympia mit dem Papageien, Josef Beppino als Nachtrab. Sie gingen ein jedes in sein Gemach und machten sich schön. Olympia wusch sich bloss die Hände, Josef Beppino sogar das Gesicht: Francesco aber

entledigte sich seines Genietalars und tat einen schwarzen Gehrock an. Ausgebürstet war er nicht, aber er besass Würde und Fluss.

Als sie sich im Rittersaale wieder trafen (so genannt nach den Ahnenbildern des verbündeten Hauses Navagero-della Polvere, die Francesco mit dem feinsten Stilgefühle so echt hergestellt hatte, dass man hier die Geschichte des malerischen Stiles vom zwölften bis zum neunzehnten Jahrhundert ebenso genau studieren konnte, wie die physiognomische Phantasie unseres Freundes), griff Francesco in die rechte Schosstasche seines Festgewandes, wo sich sein Schneuztuch zu befinden pflegte, fand dort auch wirklich ein Produkt der Textilbranche und führte es gegen die Nase. Statt aber das Trompetensignal von sich zu geben, in dem sich das Geschäft des Schneuzens bei ihm phonetisch zu äussern pflegte, prustete er fürchterlich und entlud gleich darauf ein Donnerwetter von Flüchen. Er hatte einen Mallappen erwischt und die Nase voll Firnis und Ölfarbe bekommen. Auf dem Rücken der Nase aber sass ein viel zu grosses Glanzlicht Kremserweiss.

Dieser Anblick versetzte Olympia in eine schlechthin homerische Heiterkeit. Sie lachte, dass nicht nur der Affe auf ihrer Brust, sondern auch die Apfelsinen auf ihrem Rücken zu tanzen begannen. Sie lachte so frenetisch, dass sie sich verschluckte und Josef Beppino, der sie nach seiner Weise mit einem speckigen Meckern akkompagniert hatte, genötigt war, ihr den Rücken abzuklopfen. Um ihm das zu erleichtern, legte sie sich bäuchlings über die Seitenlehne eines höchst ehrwürdigen Kanapees, das unter der Erschütterung des lachenden und überdies geklopften Körpers zu quietschen begann.

Nicht genug damit, fühlte sich nun auch noch der Papagei gereizt, einzugreifen, und er gab sein Glanzstück zum besten: die Nachahmung des navagerischen Familiengelächters in allen seinen Nuancen. Er lachte rollend, dröhnend, schnarrend, hustend, wie es Francesco je nach Gelegenheit konnte; lachte im bald meckernden, bald pfeifenden, bald ächzenden Falsett Josef Beppinos: welche Skala von Tönen, welche Naturlaute, welche Elementarereignisse von Bauchfellerschütterungen er aber zum besten gab, indem er Olympias

Universalität in der Kunst des Lachens wiedergab, lässt sich unmöglich andeuten. Es war, als ob sämtliche Damen und Herren der Ahnengalerie alle auf einmal den Lachkrampf gekriegt hätten. Sämtliche Vokale und Diphtonge gaben sich mit sämtlichen Rachenlauten Rendezvous von schrankenlosester Ausgelassenheit. Sieben Jahrhunderte und alle Rassen lachten durcheinander, die sich im Hause Navagero-della Polvere jemals zusammengefunden hatten. Pommern und Venedig, Niederbayern und Friaul, Deutschland und Italien kreischten, brüllten, wieherten um die Wette. Schliesslich lehnte der kunstreiche Vogel erschöpft am Messinggitter seines Käfigs, Olympia lag, wie in einer Ohnmacht schnaufend, in einer Ecke des Kanapees, Josef Beppino röchelte sich lyrisch in ein Sofakissen aus, und Francesco, der von diesem Orkane gleichfalls mitgerissen worden war, hatte sich völlig besinnungslos den Mallappen wie einen Knebel in den Mund gestopft.

In diesem Augenblicke tat sich eine Türe auf, und es betraten ein Herr und eine Dame in tiroler Kostümen Pariser Herkunft den Saal: ein Tiroler und eine Tirolerin aus der

Rue de la Paix. Doch stammte er eigentlich aus Kattowitz und sie aus dem nördlichen Berlin. Tut nichts: das tiroler Potpouri vom Boulevard wirkte entzückend, denn es hatte Geist, Geschmack: Ironie.

Der Kattowitzer besass einen sehr ausdrucksvollen, geistreichen und schönen Kopf von etwas südslavischem Typus mit träumerischen, aber manchmal recht verschmitzten braunen Augen. Der dunkelbraune Bart verriet durch die sanft verlaufende Zuspitzung die erlauchte Schere eines Pariser Haarkünstlers. Auf diesem Kopfe ein exentrisch winziges, krempenloses Spitzhütchen aus moosgrünem Filz sitzen zu sehen, mit zwei einander gleichsam fliehenden schwarzen Gockelhahnfedern und einer roten, blau betroddelten Schnur, war ein komischer Genuss von ästhetischem Rang. Dieser Hut war, ethnographisch genommen, eine Entgleisung, weil ja die Tiroler gerade sehr grosse und breitkrämpige Hüte lieben. Nicht minder falsch war die graue, grüngesäumte Jacke aus brettartig dickem Steiermärker Loden und der rosarote, seidene Matrosenschlips, der auf eine grüne Plüschweste mit Messingknöpfen niederhing, die gleichfalls nur auf

alpinen Maskenbällen vorkommt. Und verfehlt war es auch, dass aus den oberbayrischen Krachlederkniehosen nicht das nackte Knie, sondern ein malvenfarbenes Trikot zum Vorschein kam. Auch die grauen, mit dicken grünen Ornamenten besetzten Wadenstrümpfe gehörten nur zu den Tirolerkostümen der Tiroliens der Folies bergères, und die derben Halbschuhe aus naturfarbenem Leder mochten aus den Pyrenäen stammen. Aber das Ganze sah dennoch nicht albern, sondern bloss lustig aus, und wieder nicht bloss lustig, sondern eigentlich auch sehr hübsch. Es war die Maskerade eines geborenen Humoristen von Geschmack und wurde, was die Hauptsache war, nicht wie eine Maskerade getragen.

In dieser Hinsicht konnte es Madame mit Monsieur nicht aufnehmen. Der nördlichen Berlinerin merkte man es an, dass sie geschickter war, Pariser Schleppkleider zu tragen, als diesen kaum bis zur Mitte der etwas dürftigen, dafür aber von den schönsten weissseidenen Strümpfen gehobenen Waden reichenden Dirndlrock aus der Requisitenkammer der Opéra comique. Auch setzte das sammetene Mieder mit dem

silbernen Geschnür eigentlich üppigere Füllung unter dem weissleinenen Hemd voraus. Doch wurde die Fülle durch hüpfende Beweglichkeit ersetzt, — was sich auch ganz gut ausnahm. Und kurz und gut: Auch Madame sah zwar nicht echt, aber allerliebst aus. Gerade dass das zwar nicht hübsche, aber sehr amüsante Gesicht reichlich bemalt und die Bemalung durch kunstvolle Überpuderung gewissermassen pastellisiert war, machte sich im Sinne des Ganzen sehr stilvoll.

Es versteht sich, dass die Beiden nicht so lange an der Tür standen, als ich gebraucht habe, sie vorzustellen.

Gleich nach ihrem Eintritte gab der Kattowitzer einen Beweis seiner unwiderstehlichen Kunst, jüdisch zu jodeln. Er stiess einer Jüdler aus, dass tutta la Navageria sofort auf die Beine sprang und der Papagei neuerdings den Lachkoller kriegte. Infolgedessen musste die Begrüssungsszene in das Zimmer verlegt werden, das die Pariser aufnehmen sollte.

„Limpi, putzige Kruke, Du hast ja unsre Speisezimmertapete an!“ rief die Berlinerin aus, fügte aber sowohl aus Höflichkeit, wie

aus dem Bedürfnisse pariserisch zu wirken, hinzu: „C'est épatant!"

Olympia, die, um das gleich zu sagen, die Berlinerin nicht gerade vorbehaltlos liebte, hätte gerne gleichfalls mit einer Toilettenkritik geantwortet, aber sie war nicht schlagfertig genug dazu, und so sagte sie bloss: „Ja, grüss Euch Gott allemiteinander!"

Dann schlossen sie sich in die Arme, wobei Olympia dachte: Fleisch hat sie immer noch keins angesetzt! und die Berlinerin: Schlank wird die in ihrem Leben nicht.

Die Herren aber betasteten sich mehr geistig und waren bald in einem Gespräche über die Marzauner Kunstepoche. Lassen wir sie darin und folgen wir den Damen, die einen Gang durch das Schloss zu machen begannen.

Die Berlinerin war sehr neugierig darauf, denn sie hatte Schlösser bisher immer nur von aussen gesehen und in ihren Jöhrenjahren davon in den kleinen bunten Heften gelesen, aus denen die Berliner Vorstadtjugend bei Gelegenheit von Ritter- und Gespenstergeschichten das Interieur von Raubritterburgen kennen lernt.

Sie war eigentlich enttäuscht. Sie vermisste das Verliess und die Folterkammer.

Auch hatte sie sich alles mehr gotisch und düster vorgestellt. Da Francesco aber die Gotik augenblicklich perhorreszierte und für barbarischen Kitsch erklärte, konnte ihr nur mit einem schönen gotischen Tore und einem ditto gotisch geschnitzten Salzfass gedient werden. Und diese beiden hatten den Conte nicht weniger zum Verfasser, als alles andre, was auf Marzaun zu sehen war, ausgenommen die Mauern des Schlosses.

„Wie viel Zimmer habt Ihr eigentlich?" fragte die Berlinerin, als sie, um von unten anzufangen, zum Eingangsflur hinabgestiegen waren. Denn so pflegt man in Berlin sowohl wie in Paris bei einem ersten Besuche zu fragen.

Sie war nicht wenig erstaunt, als Olympia antwortete: „Ja mein! So an die fünfzig. Es können aber auch sechzig sein. Ich hab sie noch nicht gezählt."

Die Pariserin (denn in diesem Augenblicke dachte sie an die vier Räume ihrer Pariser Wohnung) kam sich wie eine vom Schicksal Enterbte vor.

„Und alle möbliert?" fragte sie.

Olympia lächelte.

Die Berlinerin inquirierte weiter: „Ja,

was macht Ihr denn mit dieser Masse Zimmer?"

„Halt drin wohnen," antwortete Olympia unerschrocken.

— „Aber dann brauchst Du ja eine ganze Herde von Stubenmädchen!"

— „Ich? Das tät mir passen. Ich hab grad an einer genug."

— „Für sechzig Zimmer?"

— „Wir wohnen doch nicht in allen auf einmal."

Die Berlinerin, so klug sie war, kapierte nicht und machte mit ihren Augen ein deutliches Fragezeichen.

Worauf Olympia antwortete: „Wir ziehen halt immerzu um."

— „Aus einem Zimmer ins andre?"

— „Durchs ganze Gschloss durch. Aber wird sind noch lange nicht fertig. Wenn wir fertig sind, dann ziehen wir wieder aus. Dann wirds langweilig. Augenblicklich wohnen wir im Heidenschloss."

— „Sind denn das verschiedene Schlösser?"

— „Ja, drei. Das Heidenschloss ist das älteste. Die andren sind später daran gepappt. Das Heidenschloss, wie wir herkamen, war überhaupt bloss Ruine. Es stammt von den

Römern. Sagt Franzl. Das zweite ist romanisch, das jüngste gotisch. Desshalb haben wir auch drei Treppenhäuser und drei Eingänge. Auch drei Küchen natürlich und drei Keller. Aber wir benutzten bloss die gotische Treppe, die romanische Küche und den römischen Keller.

Das war der Berlinerin zu viel angewandte Kunstgeschichte. Sie setzte sich auf einen Küchenstuhl nieder, der keinem der drei Stile angehörte, sondern ganz einfach Stuhl und nicht Stil war, und sagte bloss: „Jotte doch!"

Aber sie fasste sich bald wieder und fragte, wie sie gerne vor Dienstboten tat, auf französisch: „Und welchem Stile gehört die Köchin an? Ich finde sie niedlich."

„Sie ist venezianisch," antwortete Olympia stolz, „die Tochter eines Gondoliere, dem ich französische Stunden gegeben habe, wie er nach ‚Venedig in Paris' ging."

Und, was wirklich ein bisschen boshaft war, sie wandte sich zu der hübschen kleinen Küchenmamsell mit der Frage: „N'est ce pas, Silvia?"

„Oui Madame," antwortete die Schwarze und kicherte.

Die überrumpelte Pariserin aus Berlin N. erhob sich und schritt der Türe zu, wobei sie es höchst unpassend fand, dass Olympia nun italienisch mit der Landsmännin sprach, wodurch Madame in die Lage versetzt wurde, in die sie vergeblich geglaubt hatte, die Köchin versetzen zu können.

Sie war übler Laune geworden und sagte: „Ich würde mir nie so überflüssig gebildete Dienstboten nehmen. Man muss doch die Möglichkeit haben, vor ihnen zu reden, ohne verstanden zu werden."

„Das trifft bei uns zu," entgegnete Olympia, die mit ihrem vorigen Triumphe noch nicht zufrieden schien, sondern ihn, übermütig genug, noch steigern wollte: „wir sprechen dann deutsch. Man muss halt immer noch eine Sprache mehr beherrschen, auch wenn die Dienstboten zwei verstehen."

Warte nur! dachte sich die Berlinerin. Dir komme ich schon auch noch mal hinter die postiches!

In diesem Augenblicke tat sich die Kellertür auf, und es erschien in Mieder und Hemdsärmeln eine echte Tirolerin, die angesichts der konstruierten die Fassung verlor und laut „Teifi! Teifi!" sagte.

Die Berlinerin, damit vor ein neues sprachliches Problem gestellt, zog es vor, nur mit den Augen zu fragen: Wer ist das da? Welcher Sprache bedient sich dieses Wesen?

Olympia verstand sogleich und antwortete: „Das ist die Zimmerin. Sie spricht bloss marzaunisch. Heisst Nandl."

Nandl lief in die Küche, schlug erst die Tür zu und dann ein Gelächter auf.

„Die könntest Du besser erziehen", meinte die Konstruierte spitz.

„Das habe ich mir auch mal vorgenommen", entgegnete Olympia, „aber es geht nicht. Übrigens habe ich schon viel erreicht. Früher, wenn sie mich rufen wollte, pfiff sie, und den Franzl hat sie einfach an den Rockschössen gezogen, wenn sie ihn auf etwas aufmerksam machen wollte. Er war ausser sich darüber, dass ich ihr das abgewöhnt habe. Er fand, Nandl sei eine Natur."

„Franzl hat immer einen Vogel gehabt", entschied Madame, „und Du bist ein ahnungsloses Schäfchen, wenn Du nicht merkst, was Natur in so einem Falle heisst. Es heisst ganz einfach, dass Franzl sich gerne an den Rockschössen ziehen lässt."

Aber Olympia hatte zwar fürs Kompo-

nieren viel, zur Eifersucht aber gar kein Talent. Sie lachte bloss und sagte: „A, geh!"

Wodurch sich bei Madame die Überzeugung wie eine rocher de bronce befestigte, dass die Freundin durch das ewige Landleben verblödet sei.

Der Anblick Nandls hatte ihre Laune überdies noch verschlechtert. Sie hatte den Ausruf der echten Tirolerin zwar nicht verstanden, seinen Sinn aber sogleich erfasst, und, da sie sich wirklich eingebildet hatte, ein richtiges tiroler Kostüm zu tragen, so war sie nun enttäuscht und von der Empfindung bedrückt, eine komische Figur zu machen. Sie besass viel Verstand, hatte auch Witz, — aber Sinn für Humor war ihr nicht gegeben, geschweige denn, dass sie die Gabe der Selbstironie besessen hätte, ohne die es in der Tat unmöglich war, in dieser Gewandung sich wohl zu fühlen. Sie beschloss, sich jetzt vor allem umzuziehen, und verschob die Schlosswanderung auf später.

*

Während sie die Kleidung wechselte, gab sie ein kurzes, aber scharfes Referat über

ihre Beobachtungen. Es lief darauf hinaus, dass Olympia eine Idiotin, das Schloss ein Stall und die Dienstboten Kreaturen seien. (Sie pflegte das Wort Kreaturen nicht im biblischen Sinne zu gebrauchen.)

„Aber Zerlineken!“ meinte ihr Mann, „sei doch niedlich! Es kann nicht jedes Kostüm Erfolg haben. Nicht bloss Stücke fallen durch. Umsomehr wird das da wirken. Limpi wird die Gelbsucht kriegen.“

„Ach die!“ maulte Zerlineken, „was versteht denn die von pariser Kostümen. Wenn der ihr Franzl einen alten Kartoffelsack umhängt, auf den er stilisierte pots de chambre gemalt hat, so meint sie, sie ist schöner angezogen, als eine grosse Kokotte.“

— „Limpi weiss nichts von Kokotten, Zerlineken. Limpi weiss bloss von Kortegianen aus dem Rinascamento.“

— „Bitte, red nicht auch italienisch.“

— „Haben sie mein Zerlineken italienisch geärgert? Armes Zerlineken!“

Er wollte sich eine eheherrliche Freiheit in der Juponregion erlauben, aber sie gab ihm einen mehr als ungnädigen Stoss, und er zog sich abgekühlt in eine Fensternische zurück. Dort sang er:

„Ach, wie ist es mir so wohl
In der Schweiz und in Tirol
Ju—hu—hu!“

*

Limpi ihrerseits erklärte ihren beiden Navagerischen, dass die Berlinerin nach Marzaun passe, wie ein Bidet in ein Sakramentshäuschen.

Josef Beppino entzückte sich an dieser hyperbolischen Parabel zu einem sanften Gekicher. König Franzl aber verwies der Gattin derlei Reden streng.

„Du bist halt“, sagte er, „nix feines. Dir fehlt der Sinn für die Nuance, und Madame besteht aus lauter so feinen Nuancen, dass nur die höchste Sensibilität imstande ist, darunter die eigentliche Struktur zu entdecken. Der trigonometrische Aufbau ist entkonturisiert und in ein Algengeflecht von andeutungsdelikaten Schattenschnitten aufgelöst . . .“

„Hör auf!“ schrie Olympia, „ich glaub', Du bist narrisch geworden!“

„Nein“, erklärte Josef Beppino, „er hat sich bloss mit dem Pariser über Impressionismus unterhalten.“

„Cretin", schnarrte der Oberconte, „glaubst Du vielleicht, wenn Eure bäurischen Gehirnschwielen zu hornhäutig sind, um den Extrakt moderner Gedankendestillation einzulassen, dass daran mein Spiritus schuld ist?"

„Jetzt redst Du wenigstens, wie Dir der Schnabel gewachsen ist", sagte Josef Beppino befriedigt.

Aber Franzl erklärte, dass ihn dieser Beifall keineswegs besänftige.

„Es ist a Schand", sagte er, „dass Ihr mich gar net a bissl unterstützt. Der Sklave da hat nix als Banalitäten geredt vorhin, und das Weib blamiert mich, indem sie einer Dame von Welt gegenüber . . ."

Olympia warf eine Vase aus der ersten Navagero-Periode (Florentiner Trecento) so kräftig auf den Steinboden des Rittersaals, dass der Krach den Schluss von Franzls Rede kurzweg verschluckte.

„Sehr richtig", sagte Josef Beppino.

„Nandl!" schrie der König die Treppe hinunter.

„Wos isch?" fragte Nandl aus der Unterwelt.

„Aufkehrn!" schrie Franzl.

Nandl erschien mit Besen und Schaufel

und fragte treuherzig, wer von der Herrschaft diesmal „schtuf" sei.

„Alle beide", erklärte höflich Josef Beppino.

Nandl kehrte die Trümmer zusammen und meinte, dass sie das begreiflich finde; der Besuch gefalle ihr auch nicht.

* *
*

Man ass im Rittersaale an einem grossen runden Drehtische gegenüber dem Kamin, in dem, mehr aus Stimmungsgründen als wegen der mässigen Kühle, ein grosser Lorbeerklotz sein ätherisches Öl in grünlichen Flammen verkrachte. Darüber gelegte frische Cypressenzweige verbreiteten einen angenehmen Rauchduft im Raume.

„Weihnachten!" meinte Zerlineken.

„Nein: Fern im Süd das schöne Spanien!" sagte der Kattowitzer.

— Quatsch! dachte sich Olympia.

Und, Entsetzen, der Papagei rief mit lauter, krähender Stimme: „Quatsch!"

Olympia errötete.

„Nanu!?" sagte der Kattowitzer, „dieser Vogel scheint Kritik zu üben."

„Ich kann die Biester gar nicht leiden“, meinte Zerlineken.

„Halt die Schnauze, Rieke,
Dass ick Dir nich pieke“

sang der Papagei.

Nie hat ein Sänger solchen Erfolg gehabt. Franzl, in der linken Hand seine Serviette, in der rechten einen Cypressenzweig, den er in den Kamin werfen wollte, warf die Serviette hinein; Olympia, die die Drehplatte des Tisches mit den Gerichten eben in Bewegung gesetzt hatte, um den Braten um eine Station nach links zu befördern, versetzte den Mechanismus in so heftige Bewegung, dass Braten, Saucière, Gemüsenapf, Makkaronischüssel Karoussel zu fahren begannen; Josef Beppino, der, wie gewöhnlich, träumte, wachte auf und verriet den Gegenstand seiner Träume durch den Ruf Sylvia!; der Kattowitzer, bei dem der Braten hatte Station machen wollen, stiess mit der grossen Gabel mitten in einen Aufbau von Blumenkohl, der nun an ihr haften blieb, während das übrige vorüberraste; Zerlineken aber beförderte eine Portion Makkaroni statt in ihren Mund in ihre Frisur.

Dann trat Totenstille ein. Nur der Mechanismus rauschte asthmatisch.

Der erste, der Gegenwart des Geistes bewährte, war der Kattowitzer.

„Ein sehr talentvoller Vogel!" sagte er.

„Mir scheint, Ihr habt ihn aus einem Berliner Budikerkeller," meinte Zerlineken, die entschieden ärgerlich war, sowohl wegen des Liedertextes wie wegen der Fadennudeln in der Coiffüre.

Die Navagerischen aber schienen völlig vor den Kopf geschlagen zu sein. Franzl und Josef Beppino schwiegen bloss, aber Olympia starrte den Papageien wie eine überirdische Erscheinung an.

Endlich löste sich von Josef Beppinos Lippen das Wort: „Wunderbar!"

Und Franzl sagte: „Nämlich ... Ihr müsst nämlich wissen ... den Gassenhauer hat die Kanaille kaum ein halb Dutzend mal gehört, und zwar vor ein paar Jahren, wo ihn Limpi zur Guitarre gesungen hat. Ich hatte ihn ihr aus Berlin mitgebracht ... Ich glaube, Du kannst Dich selber kaum mehr dran erinnern, Limpi!"

Olympia schüttelte bloss den Kopf und sah immer entgeisterter auf den grauen. End-

lich fand auch sie Worte. Nein, nur eins: „Unheimlich!"

Und sie blickte zu Zerlineken hinüber, so, wie man einen andern mit dem bangen Verdachte mustert: „Ahnt er was?"

Die aber hatte keine Zeit zu Ahnungen, sie wunderte sich bloss und sagte: „Ich bin starr. So'n Aas! Der Vogel muss aus Berlin sein! Wie heisst er denn eigentlich?"

„Schmulius", antwortete Olympia.

— „Wie?"

„S . . c . . h . . mu . . li . . us", buchstabierte der Vogel.

Der Kattowitzer, als wenn er Kaiser von Deutschland und in einem Kabarett wäre, schlug sich hingerissen auf den Schenkel und rief: „P . . . h . . . ä . . . nomenal! Das Vogeltier würde ich entweder ausstopfen oder für Geld sehen lassen. Aber: fürchtet Ihr Euch nicht vor dieser Fülle der Talente? Mir wäre ein Papagei unheimlich, der nicht bloss redet, sondern sich auch was denkt. Ist das schon an Menschen manchmal unsympathisch, wie widerwärtig muss es erst an einem Vogel sein, bei dem die allerhand Hemmungen doch wohl fehlen dürften, durch die der mitteleuropäische

Mensch Gott Lob und Dank abgehalten wird, alles Gedachte auch auszusprechen. — Ein hübscher Name übrigens: halb Mühlendamm, halb Forum. Wie kommt das Federvieh dazu?"

„Ja, wenn wir das wüssten!" sagte der König. „Wir haben ihn in Venedig bei einem Antiquar gekauft, der ihn aus dem Nachlasse einer uralten nobile donna erstanden hatte. Der ihr Mann soll ihn vor sechzig Jahren aus Wien mitgebracht haben, aber schon damals soll er ein altes Tier gewesen sein. Papageien können ja bekanntlich ein paar hundert Jahre alt werden."

„Ohgottogottogittigitt!" kreischte Schmulius höhnisch lachend auf.

„Wie beliebt?" fragte der Kattowitzer. Aber der Vogel geruhte fürs Erste nicht, sich weiter zu äussern.

*

Natürlich kam man jetzt auf die Papageien im allgemeinen und ihre Begabung im besonderen zu reden.

„Ihr kennt doch die Geschichte von dem, der Kohlen bestellt hat?" fragte der Kattowitzer.

Nein, man kannte sie noch nicht.

— „Und doch ist sie eine der ältesten Papageiengeschichten. Man könnte eine Doktordissertation darüber schreiben, — falls sie nicht schon geschrieben worden ist. Ich wette darauf, die Geschichte stammt aus Indien und ist über Persien, Arabien zu uns gekommen, wo sie, wenn ich nicht irrig bin, zuerst der berühmte Heinrich Bebel in seinen Fazetien wiedererzählt hat. Aber sie kommt auch bei den Franzosen und Italienern vor, und zuletzt hat Abraham a Sankta Clara sich ihrer bedient, um seine Schäfchen zu unterhalten."

„Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren, ist ehrenvoll und bringt Gewinn!" meinte Josef Beppino.

„Wenn ich nicht Kunstkritiker wäre," entgegnete der Kattowitzer, „so würde ich vermutlich Literarhistoriker sein. Aber es ist amüsanter," fügte er stolz-bescheiden hinzu, „sich auf einem Gebiete zu betätigen, wo noch so gut wie nichts geschehen ist, als auf einem, wo es einen Lessing bereits gibt."

Da, ist es zu glauben? —:

„Friedrich Pecht
War auch nicht schlecht!"

krähte Schmulius und — Josef Beppino sprang auf, als hätte sich ihm eine Matratzenspirale einverleibt.

„Das . . . das . . . geht übers Bohnenlied!" fuhr sein Quetschdiskant in das allgemeine Schweigen. „Das ist doch einfach . . .!"

Aber da setzte er sich auch schon wieder hin und sagte kein Wort mehr, betrachtete aber den unglaublichen Vogel mit denselben Blicken, wie vorhin Olympia.

„Mir scheint, hier redet einfach jemand Bauch," meinte der Kattowitzer spitzig.

„Mir auch," sekundierte ihm Zerlineken.

Aber Franzl erklärte: „Ich geb Euch mein königliches Ehrenwort, dass Bauchreden die einzige Kunst ist, die ich nicht kann, und ich vereinige in mir die künstlerischen Talente der Familie, ausgenommen Musik und Lyrik. Die Sache liegt tiefer." Er senkte die Stimme. „Ich bin felsenfest überzeugt und bitte alle Anwesenden, nicht an meinem Ernste zu zweifeln: Schmulius ist verhext, oder, richtiger: Schmulius ist die Reinkarnation der Trude von Marzaun."

„Was ist denn das für ein Frauenzimmer?" fragte Zerlineken.

„Davon später!“ flüsterte Franzl, der ganz blass geworden war. „Ich bin zu sehr erregt.“ Seine Blicke irrten zum Käfig. „Deckt die Trude zu!“ schrie er. „Ein schwarzes Tuch über die Hexe! Kremserweiss her! Ich muss Kreuze drauf malen! Mach doch, Limpi! Die Sache ist furchtbar!“

Olympia stürzte hinaus und kam mit Josef Beppinos Photographenshal wieder, den sie über den Käfig warf. Franzl verschwand gleichfalls und erschien mit einem Quast voll weisser Farbe. Trotz des Einspruchs, den der Photograph erhob, strich er drei grosse weisse Kreuze auf das Tuch. Dann setzte er sich ganz erschöpft nieder und verlangte einen Schnaps. Er trank ein ganzes Wasserglas davon aus und murmelte: „Die Marzauner Kunstepoche ist gefährdet! Irgend etwas hat die Geister, die das Schloss bewohnen, aufgeregt. Sie erheben Einspruch. Sie wachen auf. Sie greifen ein. Wir werden Furchtbares erleben!“

Er trank ein zweites Glas aus und blickte um sich.

„Ich glaube, Du bist's!“ sagte er, Zerlineken gross ansehend. „Ich glaube, die Geister nehmen an Deiner Dekolletage

Anstoss. Du bist zu sehr ausgeschnitten. Leg Dir wenigstens eine Serviette über!"

„Du bist meschugge!" erklärte Zerlineken. „Ein Mensch, der Weiber prinzipiell nur nackt malt!"

Franzl wollte schon den Unterschied zwischen nackten und ausgeschnittenen Damen entwickeln, als der Kattowitzer aufsprang, an sein Glas klopfte und sprach: „Mes dames et messieurs! Die grosse Stunde ist da. Franzl Navagero befindet sich im Zustande der Verzückung. Schon kann er Zerlinekens anmutsvollste Attribute nicht mehr sehen, ohne sich vor Gespenstern zu fürchten. Noch ein Glas von jenem wasserhellen Safte, und er wird Olympias wonnevolle Korpulenz für den Speck erklären, mit dem die Geister von Marzaun uns in die Falle des ewigen Verderbens locken wollen. Lasst uns, meine lieben Freunde und Freundinnen, diesen Moment benutzen, benutzen, sage ich, als eine Gelegenheit, die nicht so bald wiederkommt, benutzen, wiederhole ich, als die berühmte Stirnlocke des vorüberwehenden Augenblicks, an der man ihn festhält, bindet und bannt, dass er nicht entfleuche, sondern zu unsern Füssen kreuche, sich vor uns ducke

und nicht mehr mucke, sondern uns offenbare alles Grosse, Edle, Schöne, Wahre, vor allem aber dies: Wie in aller Welt kann der genialste Meister dieser Zeit sich durch einen Papageien, der nicht halb so viel Talent besitzt wie er, um den Verstand bringen lassen?"

Kaum, dass diese frivolen Worte gesprochen worden waren, hörte man einen gellenden Aufschrei, der so voller Entsetzen war, dass selbst der Kattowitzer erschrak.

Alles wandte sich dorthin um, woher er gekommen war. Und nun hörte man etwas, das noch viel grässlicher klang und durch die Örtlichkeit, wo es vor sich ging, in der Tat etwas Schauerliches hatte.

Links von der Treppe, die nach unten führte und vom Saale durch eine Tür abgeschlossen war, führte eine andere Treppe, die nicht zu dem Teile des Schlosses gehörte, in dem der Rittersaal lag, zu den Mädchenzimmern hinauf. Es war die romanische Treppe, die mit der romanischen Küche in Verbindung stand. Vom Rittersaal, der, wie wir schon wissen, im Heidenschlosse lag, war nur eine runde Öffnung nach ihr durchgebrochen, damit sie bei Tage Licht

erhielt. Die Pariser Gäste hatten, bevor man sich zum Essen niedergesetzt hatte, natürlich nicht umhin gekonnt, durch dieses Loch zu gucken und sich im Scheine einer dort hängenden Öllampe (letzte Navagero-Periode: etruskisch) die erstaunlich verzwickte Architektur anzusehen, die sich dort, in dem Zwickel, wo die drei alten Gebäude zusammenstiessen, erstaunlich genug präsentierte. Denn es waren da Durchblicke aus einem Haus ins andere, und man hatte den Eindruck eines ruinenhaften Labyrinths von Gängen und Treppen, die, da sie ja wirklich nicht zusammengehört hatten, sehr verwirrend und sonderbar wirkten.

Und nun hörte man, jenen grässlichen Schreckensschrei noch in den Ohren, deutlich, wie auf einer der unheimlichen Treppen langsam, peinlich langsam, nackte Füsse hinabschlappten, aber nicht so, wie Menschenfüsse auftreten, sondern in einer ganz anderen, scheusslich matt aufpatschenden Art. Der Eindruck war bei Allen der gleiche: Es müssen sehr grosse, fleischige, ganz zerrissene Füsse sein, Füsse ohne Sohlen, die mit dem blossen Fleische auftreten.

Dieses langsame, taktmässige Geräusch,

zwischen jedem Aufpatschen ein leises Schlurren, wie von einem nachschleppenden Gewande, dauerte wohl kaum mehr, als eine Minute lang, aber den ängstlich Horchenden schien es endlos lange zu währen.

Als es vorüber war, wagte sich Olympia an die Maueröffnung, aber nur, um mit entsetztem Gesichte zurückzuspringen und zu stöhnen: „Blut!"

„Ich wusste es ja!" keuchte Franzl.

„Aber das ist ja Wahnsinn!" murmelte der Kattowitzer und ging zur Öffnung.

Er kehrte mit einem sonderbar verkniffenen Gesichte zurück und sagte zu seiner Frau: „Geh nicht hin! Es ist scheusslich!"

Zerlineken murmelte: „Wenn wir bloss schon weg wären!"

Eben wollte auch Josef Beppino einen Blick in das Grausen tun, als Nandl im Unterrock mit halb offenem Hemde aus dem Zimmer hereintrat, das die Pariser bewohnten. Sie war durch das Schlafzimmer Olympias, das neben dem Mädchenzimmer lag, aus dem romanischen ins gotische und schliesslich ins Heidenschloss gelangt. Gott mag wissen, wie. Aber nun war sie da und setzte sich, erschöpft von der langen Wanderung und toten-

blass vor Schreck, dem lyrischen Conte fast auf den Schoss. Er rückte, in diesem Momente ohne jedes Gefühl für eine sonst willkommene Benachbarung, beiseite und fragte: „Also, was war denn?"

Und Nandl berichtete. Sie hätte eben das Licht ausgelöscht gehabt und habe sich gerade den Unterrock ausziehen wollen, um sich ins Bett zu legen, als plötzlich ihre Schlafzimmertüre, die sich nach aussen öffnete, aufgegangen sei.

— „War sie denn zu?"

Nandl fasste das als Misstrauensvotum gegen ihre jungfräuliche Abgeschlossenheit auf und erklärte grob, sie schlafe nicht bei offenen Türen, wenn so viele Mannderleit im Hause seien.

„Schade!" meinte der Kattowitzer.

„Taissez-vous!" fuhr ihn Zerlineken an

„Is schon recht", begütigte der Lyriker die keusche Tirolerin.

Die fuhr fort: Also, die Türe sei aufgegangen, und es sei ein Gespenst hinausgerauscht.

— „Hast es gsehn?"

— „Naa, gsechn hon i's Unkatl ite, owr g'lost hon i's."

Zerlineken verlangte Übersetzung ins Deutsche oder Französische; aber ihr Antrag wurde abgelehnt.

Nandl erzählte weiter: Das Gespenst sei also hinaus, habe draussen eine Weile geschnauft und andere unheimliche Geräusche verursacht, für die sie keine Worte habe. Plötzlich aber habe es ganz tief georgelt.

„Georgelt!“ stöhnte Franzl.

Und da, fuhr Nandl fort, habe sie nicht mehr an sich halten können und laut aufgeschrien. Worauf sich das Gespenst entfernt habe, Stufe für Stufe langsam aufpatschend.

„Angenehmes Milieu!“ meinte der Kattowitzer. „Vertreibt Ihr Euch hier die Zeit immer so, wenn die Tage kürzer und die Abende länger werden?“

„Nein!“ entgegnete fast gehässig das Oberhaupt der gräflichen Familie, „erst mit Eurer Ankunft hats angefangen. Entweder ist eins von Euch ein Medium, oder Ihr habt bei Schmulius mediumale Fähigkeiten ausgelöst, indem Ihr seine psychische Atmosphäre aufgeregt habt. Horcht! Er flüstert!“

Alles hielt den Atem an und lauschte zum Käfig hin.

„Unsinn!“ sagte Olympia, „er schnarcht bloss“.

„Nein! Ich höre ihn reden!“ erklärte Franzl mit Bestimmtheit.

Und in der Tat: man vernahm zwischen Schnarchlauten deutlich das leise geröchelte Wort „Spargel“.

„Das ist doch sonderbar“, sagte Zerlineken: „Spargel. Meine Leibspeise!“

„Hast Du vielleicht eben an Spargel gedacht?“ fragten unisono Olympia und Josef Beppino.

„Keine Idee“, erklärte Zerlineken.

„Mysterium!“ rief Franzl aus: „Ich bin überzeugt, dieses Wort hat einen schrecklichen Sinn.“ Sein Gesicht nahm den Ausdruck des Entsetzens an. Er stöhnte: „Ich werde an Büchsenspargeln sterben. Es ist eine Anzeige.“ Und, zu Olympia gewandt, tonlos: „Dass mir niemals mehr Spargel auf den Tisch kommt!“

„Sei doch ruhig“, tröstete ihn Olympia. „Wie wird denn Spargel was bedeuten.“

Aber Franzl war nicht zu trösten. Wenn er an seinen Tod dachte, pflegte er immer untröstlich zu sein. Denn, wie er gerne und oft sagte, er lebte prinzipiell gerne:

aus der Überzeugung, dass so etwas wie er nicht in zehntausend Jahren wiederkommt.

Aber Olympia liess nicht locker. „Wenn", sagte sie, „das blöde Wort durchaus etwas bedeuten soll, dann kann es gerade so gut bedeuten, dass Du viel, dass Du immerzu, dass Du ausschliesslich Spargel essen sollst!"

Franzls Augen erhielten ihren Glanz wieder, und der Kattowitzer erklärte: „Diese Auslegung würde ich an Deiner Stelle vorziehen, obwohl egal Spargel auch was deprimierendes hat. — Übrigens könnten wir, da wir gerade davon reden, am Ende wirklich weiter essen."

Er sagte das in einem Tone, der deutlich verriet, dass er jeden Schreck vor Gespenstern überwunden hatte.

Aber auch diesmal wurde über seine Frivolität prompt quittiert. Er hatte kaum geendet, als ein gräuliches Gejaule erscholl und ein schwarzes Etwas durch die Maueröffnung flog.

Zerlineken schrie wie an einem Spiesse und wäre beim Retirieren beinahe in den Kamin gefallen, denn das schwarze Etwas war ihr unter die Röcke gefahren.

Zum Glück kam es gleich darauf wieder

hervor und sprang in Gestalt des navagerischen Hausdackels Buffo Olympia auf den Schoss.

Aber dieser Komiker unter den Hunden war so auffällig verängstigt, schlotterte mit seinen krummen Beinen so gespenstisch, dass man allgemein zu der Überzeugung kam, er habe im Dunkeln jener verzwickten Architektur, wo er in einer alten Wiege (aus der zweiten navagerischen Periode: Bauernbarok) zu schlafen pflegte, die Bekanntschaft mit dem Gespenst gemacht.

„Hunde besitzen die feinste Witterung für Gespenster", dozierte mit mattem Tone Franzl. „Wären die Schritte vorhin die eines Menschen gewesen, so hätte Buffo angeschlagen. Statt dessen hat er mit entsetzten Menschenlauten aufgeschrien, als ihn der kalte Athem aus dem Zwischenreiche berührte."

„Dio mio!" schrie Olympia, „er hat Blut an der Goschen!"

„Also hat ihn der blutige Fuss selber gestreift", sagte der Maler.

Es trat eine Pause ein, während der man nur ein Schnarchduett hörte, ausgeführt von Schmulius und Nandl, die ihren Kopf zutraulich auf eine Schulter des Lyrikers gelegt hatte.

Es war eigentlich ein hübsches Bild. Aber wer hätte jetzt Sinn für hübsche Bilder haben können?

Man starrte in den Kamin und schwieg beklommen.

Da brach Schmuliussens Schnarchen plötzlich ab; er rappelte mit den Flügeln und krähte dreimal laut hintereinander: „Manet, Manet, Manet.“

Dass bei diesem Namen der Kattowitzer mehr als alle anderen aufhorchte, versteht sich bei einem modernen Kunstkritiker von selbst; dass er aber gleich darauf in ein wieherndes Gelächter ausbrach, ist nicht so ohne weiteres verständlich, denn er hätte bei diesen heiligen Lauten doch eigentlich noch um eine Respektnuance tiefer schweigen sollen.

Indessen erklärte er seinen Heiterkeitsausbruch sofort, indem er aufsprang und rief: „Heureka! Das Geheimnis des Spargels ist gelüftet! Euer blödsinnig begabtes Vogelvieh hat meinen Vortrag über Manets Spargelbündel mit angehört und träumt nun davon! Dieser Papagei ist wert, dass ich ihm die zweite Auflage meiner Gesammelten Entthronungen widme. Ein Papagei, der von

meinen Bilderanalysen träumt! Zerlineken, schliess ihn an Dein Buseken!"

Diese Enthüllung wirkte befreiend, alplösend. Zumal Franzl war sichtlich erquickt davon.

„Gott sei Dank!" sagte er: „ein Anhaltspunkt! Nun glaube ich beinahe, dass auch der Vers vorhin mit Friedrich Pecht bloss ein Zufall war. Du musst nämlich wissen," wandte er sich an den Kattowitzer, „dass nicht Schmulius, sondern Josef Beppino ihn gedichtet hat. Er stammt aus einer Serie von Epigrammen auf die Kunstkritik, und ich denke mir nun, dass sich Schmulius, der ihn freilich nur ein paar Mal gehört hat, bei Gelegenheit deiner kunstkritischen Darlegungen, denen er offenbar sehr aufmerksam gefolgt ist, daran erinnert hat. Und dann ist er rein zufällig bei so unpassender Gelegenheit zutage gekommen. — Ich glaube, wir können den schwarzen Lappen ruhig wieder wegnehmen. Schmulius ist bloss riesig talentvoll und keine Hexe."

Der Kattowitzer gab sich mit dieser Erklärung gerne zufrieden und schlug vor, zur Feier des glücklichen Ausgangs wenigstens des einen aufregenden Accidents den anderen

einstweilen zu vergessen und dem Abendbrot, ob es auch kalt geworden war, nachträglich zuzusprechen.

„Man sollte," sagte er, „sich immer der Tatsache bewusst bleiben, dass der Hunger gewissermassen das Zwischenreich im menschlichen Organismus bedeutet, als auf welches natürlicherweise jenes andere Zwischenreich am intensivsten zu wirken imstande ist. Machen wir ihm ein Ende, meine Teuren, und erheben wir das Glas auf das Reich, das da kommen soll, und über dem die Schlossfahne von Marzaun weht, um deren Reproduktionsrecht in meinem nächsten Werke ich hiermit bereits gebeten haben möchte."

Die Gläser erklangen so laut, dass Nandl erwachte. Der gesunde Schlaf ihrer kräftigen Jugend hatte auch bei ihr die Erinnerung an das Unkatl verwischt, und sie genierte sich nun ihrer mangelhaften Gewandung. Man warf ihr das schwarze Tuch mit den drei weissen Kreuzen über und vertraute ihr die Füllung der Gläser an. Da sie das sehr eifrig besorgte, kam man bald in die munterste Stimmung.

Und der Kattowitzer, der gerne erzählte, weil er gut erzählte, erinnerte sich daran,

dass er nicht dazu gekommen war, die Geschichte von dem Papageien zu erzählen, der Kohlen gekauft hatte.

„Ich sagte schon," begann er, „ dass das eine furchtbar alte, geradezu ehrwürdige Geschichte ist. Hinzufügen muss ich, um auch weiterhin Gelehrsamkeit zu beweisen, dass sie in ihren früheren Fassungen keinen Papageien zum Helden hat, sondern bald einen Raben, bald eine Atzel. De pica loquente ist sie bei Bebelio überschrieben und in den nouveaux contes à rire Dune Pie qui parloit. Auch handelt es sich bei den Alten nicht um Kohlen, sondern um Wein. Nun, gleichviel. Heute ist ein Papagei der Held, und die Geschichte geht so: Eine Dame besass einen sehr klugen Papagei, der, was er nur einmal gehört hatte, sogleich aufschnappte und bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit reproduzierte. So war er einmal zugegen gewesen, wie seine Herrin dem Kohlenträger, als er einen Sack abgeliefert hatte, zurief: Noch einen Sack! Es begab sich nun, als wieder Kohlen gebracht wurden, dass die Dame während der Ablieferung die Küche verlassen musste, kurz bevor der Träger seinen Sack ablud. Wie der sich

wegbegeben wollte, erinnerte sich der Papagei, der die Sache vom Nebenzimmer aus durch die offene Tür verfolgte, an die Begebenheit vom letzten Male und rief mit der Stimme seiner Herrin: Noch einen Sack! Der Träger brachte ihn und wollte sich wiederum schicken. Aber der Papagei rief hurtig nochmals: Noch einen Sack! Und es machte ihm ein so grosses Vergnügen, den Träger immer aufs neue mit einem Sacke erscheinen zu sehen, dass er immer und immer wieder rief: Noch einen Sack! bis die Küche von vorn bis hinten voller Kohlensäcke stand und die Dame erschien. „Sind Sie toll!" herrschte die den Träger an; „wer hat Ihnen gesagt, statt eines Sackes zwei Dutzend abzuladen?" „Na, wer denn sonst, wie Sie!" antwortete mürrisch der schwarze Arbeitsmann. „Ich?" schrillte die Dame. „Sie!" knurrte der Mann. „Hihihi!" schmetterte der Papagei, „noch einen Sack!" Der Kohlenmann wollte sich totlachen, aber die Dame wurde von einem grossen Zorn ergriffen, dermassen, dass sie dem Kohlenbesteller den Balg vollhaute und ihn zwang, sich unters Kanapee zurückzuziehen. Dann ging sie, ihre Emotion sich auszulaufen, mit ihrem

Pinscher spazieren. Aber der Ärger kommt immer als Zwilling auf die Welt. Auch der Pinscher gab Anlass zur Anwendung jener Erziehungsmethode, die sich nicht bloss auf gute oder böse Worte beschränken mag, und er flog bei der Heimkehr unter dem Einfluss eines wenig damenhaften Fusstrittes gleichfalls unters Kanapee, wo er sich, auf sein Minimum reduziert, neben den Papagei in eine Ecke drückte. Sonderbar! dachte sich der Papagei: der auch? Und er näherte sich dem Freunde noch mehr und flüsterte ihm mit gebotener Stimmdämpfung ins Ohr: „Haben Sie vielleicht auch Kohlen bestellt?“

Man fand die Geschichte lustig, und Zerlineken ergriff mit Begierde die Gelegenheit, die einzige italienische Phrase anzubringen, die sie einmal aufgeschnappt hatte: Se non è vero è ben trovato.

Der Eindruck, den sie damit auf Olympia zu machen gedacht hatte, wurde leider aufs fatalste hintangehalten.

Oder war es vielleicht dieser Eindruck, der sich in den Worten des Papageien äusserte: „Jetzt sag bloss noch lasciate ogni speranza, und ich fahre aus der Haut!“?

Man muss es annehmen, denn Olympia wurde jetzt nicht rot, sondern violett im Gesicht vor Schreck.

Sie beraubte mit einem heftigen Ruck Nandl des Photographentuchs, so dass das entblösste Mädchen mit einem Aufschrei irritierter Schamhaftigkeit davonsprang, und warf die schwarze Hülle mit den Worten „maledetta bestiaccia!“ über den Käfig.

Zerlineken aber sass starr. Gerade weil sie das Dantezitat nicht verstanden hatte, ahnte sie doppelte Beleidigung.

Die heitere Stimmung war wieder weg. Die drei weissen Kreuze grinsten ein Menetekel in den Saal.

Und nun wollte es auch noch der Zufall (Zufall???), dass, weil Nandl die Türe aufgelassen hatte, ein Windstoss sämtliche Kerzen auf dem Tische auslöschte und nichts den Saal erhellte, als das vernachlässigte Kaminfeuer.

„Huch!“ schrie Zerlineken und schmiegte sich an ihren Mann.

Und da ging auch wieder das greuelige Gepatsche auf der Treppe los, und Buffo begann zu wimmern.

„Ich schlage vor, wir ermorden den Papagei“ meinte der Kattowitzer: „die Sache fängt wirklich an, eklig zu werden.“

Da ergoss sich der Mut seiner ritterlichen Vorfahren in die Adern des königlichen Navagero, und er sagte: „Ich bin verpflichtet, dafür zu sorgen, dass meine Gäste auf Schloss Marzaun ruhig schlafen können, und so will ich versuchen, den Spuk zu bannen. Soviel ich weiss, ist in Tirol dazu ein Kapuziner nötig. Ich werde also ins Kloster gehen und einen Pater holen. Da ich ihnen einen echten Navagero in ihren Kreuzgang gemalt habe, können sie mir die kleine Gefälligkeit nicht abschlagen. Wozu ist man schliesslich katholisch! Ich werde Den mit dem Geierschädel bitten, den Exerzismus vorzunehmen. Er sieht so scheusslich aus, dass allein vor seinem Anblick alle Gespenster fliehen müssen.“

„Ich meinerseits“, warf der Kattowitzer ein, „glaube, dass ein steifer Grog ein besseres Schlafmittel wäre, abgesehen davon, dass Kapuziner übel riechen und die Gefahr eines Übertritts von Zerlineken zur katholischen Kirche besteht, da sie ohnehin zum Mystizismus neigt.“

„Stecht doch den Jas an!“ biwwerte die vor Angst völlig verberlinerte Pariserin.

Da fiel ein breiter Streifen Licht quer durch den Saal. Ein Streifen Licht wie von einer Blendlaterne oder einem phosphorisch leuchtenden Gespenste.

Zerlineken, durchaus überzeugt, dass das Gespenst gleich hinterher kommen werde, schrie um Hilfe und drückte sich platt an die Wand. Wodurch sie sich um jede Möglichkeit brachte, zu erkennen, dass das Licht ganz einfach vom Monde herrührte, der über dem Lattemar aufging und seinen Schein durch kein anderes Fenster in den Saal ergiessen konnte, als durch das eben in der Wand, gegen das sich die berliner Pariserin lehnte.

Der Kattowitzer aber, glücklich, zu sehen, dass sich endlich wieder eine bekannte Naturerscheinung bemerklich machte, trat ans Fenster und deklamierte.“

„O Mond, Du lieber Mond!
Und Du bist unbewohnt?“

„Kinder!“ rief er dann, „lasst doch die blödsinnigen Gespenster und bewundert gefälligst, was die Natur in Tirol kann.

So was gibt es nicht einmal in Berlin W. Ich habe doch schon viele Mönde gesehen: aber so was von Mond wie diesen Mond sah ich noch nie. Es ist der Mond der Mönde, der Übermond. Jetzt können mir alle Gespenster den Buckel lang rutschen, und auch Euer Schweinehund von Papagei imponiert mir gar nicht mehr. Kinder, seit stolz! Was haben wir für einen Trabanten! Er hat die Grösse eines ausgewachsenen Nilpferds. Wer sich angesichts dieses Ungeheuers, das zu keinem anderen Zwecke da ist, als uns zu begleiten, noch vor einem nuttigen Gespenste mit blutigen Laatschen fürchtet, ist nicht wert, unter diesem Monde zu wohnen."

Alle traten ans Fenster und gerieten gleich dem Kattowitzer in eine Art Mondandacht. Das Phänomen war von einer ungeheuren Schönheit. Zwischen zwei Dolomitentürmen sich langsam erhebend, erschien das Gestirn in einer überraschenden Riesengrösse: wirklich weltkörperhaft.

„Ah!" rief der Kattowitzer aus, „dieser Moment ist eine Gnade des Himmels. Hier entdeckt sich mir hüllenlos das Gesetz des Rahmens. Störe mich Niemand! Wage es

kein Gespenst, jetzt zu erscheinen! Ich würde es mit dem Rechte des Inspirierten fusstrittlings in sein lächerliches Zwischenreich befördern. Diese beiden Zinken dort werfen alle überlieferten Regeln der Perspektive über den Haufen. Die Unwahrscheinlichkeit triumphiert souverän. Stellt bitte Eure Augen mal auf Phantasien ein, die nicht aus dem anderen idiotischen Zwischenreiche stammen: der Lämmerwiese des Gemütes. Seht und stammelt! Ah! Ah! Ah! Jetzt ist er ganz oben. Die Zinken sind Zahnstocher neben ihm: Mondzahnstocher. Er ist so gross, wie das ganze Gebirge. O du wonnevolle Kugel, wie gross bist Du! Seht, wie sie schwebt! Josef Beppino, warum dichten Sie nicht? Ach! Ihr könnt bloss das übliche Möndchen bedichten, das euch Gefühle vermittelt. Ihr braucht einen Mond, den man als Anhängsel an der Uhrkette tragen kann, einen niedlichen Mond für lyrische Perspektiven, einen Mond, der das Bett Eurer Geliebten mit Silber bekleckert. Dieser aber ... nein, jetzt schrumpft das Aas. Um Gotteswillen: je höher er steigt, um so normaler wird er. Noch eine Minute, und es ist ein ganz kommuner lyrischer Mond. — Das

Gesetz des Rahmens, meine Herrschaften, das Gesetz des Rahmens. Nischt zu machen!? Verlassen wir das Phänomen, das anfängt, gewöhnlich zu werden, und begeben wir uns in das Zwischenreich zurück!"

*

Das lunarische Intermezzo hatte die Seelenruhe der Gesellschaft wiederhergestellt.

Niemand erhob Widerspruch, als der Entdecker des Rahmengesetzes den Vorschlag machte, eine Laterne zu nehmen und die geheimnisvolle Treppe nach dem Gespenste abzusuchen.

„Ich bin überzeugt", sagte er, „der Blutfleck, den wir vorhin gesehen haben, ist nichts weiter, als Ölfarbe. Denn ich sehe nicht ein, warum Franzl nicht auch eine Treppenstufe mit Lackrot beschmiert haben soll, da er seine eigenen Haare damit nicht verschont."

Man nahm also eine Messinglaterne (vorletzte Navagero-Periode: byzantino-normannisch) und begab sich auf den Kriegspfad gegen das Unkatl. Voran schritt, wie billig, der König. Ihm folgte der lyrische Sklave, die Laterne hoch über sein Haupt erhebend.

Hinter ihm drein schritt Olympia, eine dicke Zigarre im Munde. Zerlineken, dem Gatten enge angeschmiegt, machte mit diesem den Schluss.

Zuerst gelangte man in das Schlafzimmer des Gastpaares. Dort roch es wunderlich. Die offenstehenden Koffer Madames entsandten aus deren Kleidern alle Wohlgerüche mondäner und demimondäner Boudoirs. Josef Beppino schnoberte wollüstig und hatte eine kleine sanft erotische Sensation. Wenn Sylvia so röche, dachte er sich, es wäre die Vollkommenheit.

Das nächste Zimmer war als Schreibstube des Kattowitzers gedacht, weshalb man in ihm einen denkmalhaft riesigen Schreibtisch untergebracht hatte, ein Werk jener merkwürdigen Navagero-Periode, die der Meister selbst als die zügellose zu bezeichnen pflegte. Nichts konnte diese Periode besser kennzeichnen, als dieses Monument eines Schreibtisches, der für einen Riesen berechnet zu sein schien. Er war fast zwei Meter hoch, vier Meter lang und entsprechend tief. Um an ihm zu sitzen, musste man ein Podium und auf dem Podium eine Art Thron erklimmen, der weniger auf Bequemlichkeit, als auf

Repräsentation berechnet war. Es gab aber zwei Podiums und zwei Throne, denn es war, wer weiss aus welchem Gedankengange, ein Doppelschreibtisch. Die Schreibflächen waren sanft abfällig, so dass das Ganze als eine Art Hügel erschien, dessen Scheitelebene zur Horizontale abgeflacht war. Darauf stand ein schwarzgranitener Löwenkopf aus der schon erwähnten Florentiner Trecento-Periode des Meisters, der als Tintenfass diente, und rechts und links von ihm verkündeten Vasen, Urnen, Statuetten die Vielseitigkeit des produktiven Künstlers. Der Schreibtisch war aus beinahe schwarz gebeiztem, matt gewachstem Nussbaumholz und aufs zügelloseste mit Schnitzereien bedeckt. Man hätte glauben können, dass der Conte sich damit über die Wut der Renaissancetischler habe lustig machen wollen, die kein glattes Stück Holz sehen konnten und keinen Nachtkasten zu machen imstande waren, auf dem sie nicht die gesamte antike Mythologie angebracht hätten. Er für sein Teil hatte aus dem Holze dieses Schreibtisches die wunderlichsten Grotesken herausgeholt. Links sah man Ganymed, vom Adler entführt, wie er aus Schreck ein

Wässerlein liess, das unten eine gar liebliche Nymphe in einer Amphore auffing, während ein Amor ihr das Gewand lüpfte, als ob er nachsehen wollte, ob vielleicht auch sie einen Schreck gehabt hätte. Rechts sah man den schönen Ritter Paris in einer Renaissancerüstung, wie er die drei Göttinnen auf ihre Apfelwürdigkeit musterte. Minerva war als Blaustrumpf gedacht; nackt zwar, aber an den Armen Schreibärmel und die Füsse in Filzschuhen. Sie benutzte das Gefieder ihrer Eule eben als Tintenwischer und trug Titus-Frisur. Juno war eine gute Bürgerin, die statt eines Gürtels auf dem wohlgenährten Leibe eine Gretchentasche mit der Aufschrift: „Rast ich, so rost ich" und ein reichassortiertes Schlüsselbund trug, in dem der Hausschlüssel sofort erkenntlich war. Sie hatte Männer-Hosen an, — Pumphosen, versteht sich, und war so frisiert, wie sich die deutschen Hausfrauen in der letzten Blütezeit ihrer Gattung frisiert haben. Die liebe Venus aber war eine Schöne aus dem Rokkoko, mit vorquellenden Brüsten, Schönheitspflästerchen, riesigem Chignon und hob die Röcke bis zum Strumpfband überm Knie. Da diese Szene auf einer

Schranktüre angebracht war, so hatte sich die Plazierung eines Schlüsselloches nicht vermeiden lassen. Die Stelle, die der zügellose Meister als passend dafür erachtet hatte, lässt sich nicht einmal andeuten. Es muss genügen, festzustellen, dass sie (ein boshaftes Paradoxon) sich auf dem Leibe der gelehrten Göttin befand. Auf der anderen Seite sah man links Susanna im Sitzbade. Aber weit davon entfernt, sich über die beiden Hohenpriester des Finanzkultus zu chokieren, die sie durch die Stielbrille recht ungeniert betrachteten, spritzte sie sie belustigt mit einer Klistierspritze an. Das Pendant dazu war die Geschichte vom keuschen Joseph und der unkeuschen Potiphar, aber in dem Moment vor der Mantelszene aufgefasst, in dem Momente, der in der Bibel zwar nicht erzählt wird, aber doch wohl vorausgesetzt werden darf, als der Namenspatron des lyrischen Navagero vor dem Problem stand: Soll ich oder soll ich nicht? Zwar nestelte er sich den Mantel ab, aber in dieser Darstellung war es nicht ersichtlich, zu welchem Zwecke. Die einladende Handbewegung Potiphars war dafür umso klarer. An dem einen Bettfusse lag

ein Buch mit der Aufschrift: Vehse, die Geschichte der europäischen Fürstenhöfe. An den Schmalseiten befanden sich höchst unpassender Weise Darstellungen bekannter moderner Dichter, deren Verdienste um die Hebung der Moral den zügellosen Conte wahrhaftig davon hätten abhalten sollen, sie Mythologien und biblischen Geschichten von keineswegs einwandfreier Anständigkeit zu benachbaren. Da sass einer auf einer Pandorabüchse und . . .: kurzum, er las dabei Casanovas Memoiren. Ein anderer, nur mit einem Zwicker bekleidet, tätowierte auf das Hinterteil eines Weibes eine Weltkugel. Ein dritter, in Uniform, setzte mit der Linken einem drallen Bauernmädchen den Walkürenhelm der Germania auf, während er sich mit der Rechten an ihrem Brustlatz zu schaffen machte. Ein vierter sass, ganz Bosheit, Tücke und Grausamkeit, im Operationskittel auf einem Vogelherd und sah mit scheusslicher Genugtuung zu, wie ein armer Kuckuck am Leime zappelte. Ein fünfter, elegant wie ein Zuschneider, nahm der Statue des Sophokles das Maass mit einem kleinen Ellenstabe, der über und über orientalisch verornamentiert war. Ein

sechster, ... aber wo kämen wir hin, wenn wir alle die Schändlichkeiten aufzählen wollten, zu denen der impertinente Conte altes, gutes, wohl ausgetrocknetes, bei abnehmenden Monde geschlagenes Nussbaumholz missbraucht hatte.

Sogar der Kattowitzer fand, dass er etwas zu weit gegangen sei, und er hegte Bedenken gegen die Verkäuflichkeit eines Objektes, das sowohl moralischen Anstoss wie auch Ärger hervorrufen müsse, da es allzuwenig Respekt vor den ethischen und ästhetischen Bedürfnissen der Zeit verrate.

„Eigentlich", sagte er, „gibt es für einen Schreibtisch von so monumentalem Umfange nur einen Käufer: Seine Majestät in Berlin. Nur hättest Du dann freilich die Gegenseite beträchtlich niedrer halten und dort nicht auch einen Thron hinstellen müssen. Vor allem aber wäre natürlich eine durchaus andere Verzierung nötig gewesen. Aber über diese hättest Du Dir nicht den Kopf zu zerbrechen brauchen. Seine Majestät hätte Dir alles an die Hand gegeben, und in der Hauptsache würden der Reichsadler, Germania im Brustpanzer, zahlreiche gepanzerte Fäuste und andre Attribute von des Reiches Macht

und Herrlichkeit das Ihrige getan haben. Du bist unpraktisch, mein Lieber. So grosse Möbel setzt man doch nicht ohne Berechnung in die Welt. An wen hast Du dabei eigentlich gedacht?"

„An den Schreibtisch", antwortete Franzl. Dann gingen sie weiter.

Sie kamen durch eine Flucht von Zimmern, die im unsicheren und schwachen Lichte der Laterne einen üppig möblierten Eindruck machten. Es gab keinen Stil, der in ihnen nicht vertreten gewesen wäre. Am häufigsten jedoch kehrte der pompejanische wieder. Aber die Möbel waren nur an die Wand gemalt.

„Erlaube mal", sagte der Kattowitzer, als er den Schwindel bemerkt hatte: „Das ist doch verrückt!"

„Nein", entgegnete Franzl, „das ist Impressionismus."

Sie gingen weiter und kamen in ein anderes Haus. Man merkte es daran, dass die Türen und Fenster niedriger, die Decken gewölbter wurden.

Der erste Raum sah sehr einladend aus. Es befand sich ein wirklicher Tisch darin, um den herum italienische, stroh-

geflochtene Bauernstühle standen. Auch war eine alte (wirklich alte) Kredenz darin und ein ungeheuer grosses Kanapee. Vom Gewölbe herab hing eine enorme Bronzeampel, die, nach Franzls Behauptung, einmal die Kirche von San Marco in Venedig geziert hatte. Aus diesem Grunde hatte er das Gewölbe mit byzantinischen Heiligen in Mosaikmanier höchst täuschend bemalt, und zwar ausschliesslich mit gekreuzigten oder sonst heftig gemarterten Heiligen. Dass er sich dabei die Marter der Darmaufrollung nicht hatte entgehen lassen, versteht sich am Rande, aber es gab auch Heilige, die gevierteilt, solche, die in zwei Stücke gespalten, andere, die mitten durchgesägt, in Öl gekocht, mit brennendem Pech begossen, lebendig geschunden, verbrannt und ersäuft wurden. Mit dem Kopf unterm Arm gingen eine ganze Anzahl einher. Die Wände dieses Raumes waren glänzend dunkelblau bemalt; aber das Blau war unterbrochen durch hingetäuschte Tische voll der schönsten Viktualien. Da sah man Haufen von Früchten aller Art: Granatäpfel, Zitronen, Orangen, Feigen, Nüsse, Mispeln, Bananen, Melonen, nicht zu rechnen das gemeine Obst. Aber

es gab auch herrliches Federvieh, gerupftes sowohl wie solches, das noch im bunten Glanze seines Gefieders prangte. Desgleichen Hasen im flaumigen Fell, gespickte Rehrücken, ganze Keiler mit den blinkenden Stosszähnen. Ein riesiges Rostbeaf brozelte auf dem Rost. Ein ganzes Schwein drehte sich am Spiesse. Stösse von Tellern standen zwischen kupfernen Kasserolen auf gemaltem Bord. Dort hingen Zwiebelzöpfe auf eine Blumenkohlpyramide herab. Da leuchteten aus einem grünen Schilfkorbe gelblich-rote Tomaten. Der schuppige Glanz roter, weisser, stahlblauer Fische hob sich vom triefenden Braun der Netze ab. Spargel renommierten blass-rotköpfig mit der Dicke ihres Leibes, Artischocken taten sich nicht wenig auf ihre grün-bronzene Patina zugute. Und immer irgendwo dazwischen das matte Blinken zinnener Trinkgeschirre: Kannen, Krüge, Humpen, Becher, Pokale. Damit aber Lebenslust und Todesqual nicht unvermittelt in einander übergingen, hatte sie der rücksichtsvolle Meister durch einen goldenen Fries getrennt, auf dem schwarze Vögel aus einer phantastischen Zoologie standen, die ein grünes Spruchband, das sich von Vogel zu

Vogel im Bogen schwang, in den Schnäbeln hielten. Darauf standen in weisser Schrift Verse aus Josepf Beppinos Leier:

Es lässt der Heilige sich gerne braten,
Weils ihm der Geist, der heilige, gebeut,
Indes wählt Epikur die reifsten der Tomaten
Voll Andacht aus, erfahren und gescheut,
Denn der erlauchteste von dieser Welt Salaten
Ist dieser rötliche, mit Pfeffer schwarz bestreut.
O, sorgt dafür, dass ihm nicht Knoblauch fehle!
Denn fehlt ihm der, so mangelt ihm die Seele.

✠

Hie Welf! Hie Waiblingen! so scholl der Schrei
Der Kaiserlichen und der Papstgetreuen.
Gott Lob und Dank: Der Lärm ist nun vorbei.

Doch will ein andrer immer sich erneuen:
Hie Öl! Hie Butter! Welches besser sei,
Als Kochferment den Schlecker zu erfreuen.

Ein Torenruf. Wer beide rein geschmeckt hat,
Der wechselt ab. Varietas delectat.

✠

Seht, wie sie blau aus grünem Laube winken,
Die schweren Beutel voller Süssigkeit:
Die Feigen. Bernsteingelbe Tropfen blinken
An jeglicher: Der Schmuck der Reifezeit.
Die Sonne sog sie vor; die Amseln trinken
Sie über alles gern. O, so gescheit
Wie eine Amsel ist wohl auch ein Dichter.
Ja, mein Verstand ist schliesslich doch noch lichter:

Ich weiss, was nie ein Amselhirn erfassen
Und keine Amselzunge fühlen kann.
Sie fühlt nur Süsses, kann nur simpel prassen,
Ich aber pack es komplizierter an:
Ich suche Salz, das zu der Süsse passen,
Der Süsse Lauheit salzig kühlen kann:
Und also hab ich voll Genie entdeckt,
Dass nichts zu Feigen so wie roher Schinken schmeckt.

✠

Wenn der Most sich eben regt,
Süss noch, doch schon pricklig,
Sei Dir dies ans Herz gelegt
Als besonders schicklich,
Dass zum Most
Auf dem Rost
Du Makronen braten so(ll)st.

„Du erlaubst Dir beim Reimen gewisse Freiheiten, scheint mir", bemerkte der Kattowitzer, als er dieses Bukolikon gelesen hatte.

„Ich bin allerdings so frei", entgegnete der Dichter, „nach dem Grundsatze zu verfahren: Reim Dich, oder ich fress Dich. Diesmal habe ich bloss zwei lappige l gefressen. Aber Ihr Banausen werdet es nie verstehen, dass die Grammatik zur quantité négligeable wird, wo es sich um Reime handelt. Erst der Reim, dann die Grammatik. Es ist das ein Pendant zu Euerm Prinzip, die Ihr Euch mit Kritik die

Zeit vertreibt: erst der Witz, dann die Wahrheit. Oder lasst Ihr einen Witz, der Euch einfällt, etwa fahren, weil er unberechtigt ist? Nein: Ihr l a s s t ihn — fahren."

„Sieh mal an", lächelte der berühmte Kritiker sardonisch, „was so ein lyrisches Lämmchen giftig werden kann, wenn man's am Reimschwänzchen packt!"

Dann las er weiter:

Wenn Dich Weltschmerz packt,
Wenn Dich Gram zerhackt,
Wenn die liebe Liebe Dich am Zwickel zwackt,

O dann hole Dir
Schwarzes Porterbier,
Mische Ale ein nach Formel 2 : 4.

Dieses schlürfe dann,
Schwer geprüfter Mann,
Chester Käse koste dazu dann und wann.

✠

Fehlt Dir, o Mensch, die Harmonie
In Deinem Innenleben,
So wird Dich eine Symphonie
Zu reinern Höhen heben.

Sei unbesorgt: Nicht Richard Strauss
Gebar sie unter Wehen.
Der kleinste Herd im kleinsten Haus
Lässt lind sie Dir entstehen:

Aus Sauerkraut besteht sie und
Schweinshaxen, rosig runden.
Und war Dein Herze noch so wund,
Es wird sogleich gesunden.

„Dies ist Heimatskunst", flüsterte der Dichter bewegt.

„Ja, die Seele Niederbayerns schluchzt in diesen anspruchslosen Rhythmen", geruhte der grössere Navagero zu bekennen.

„Eisbein mit Sauerkohl!" träumte die Berlinerin.

„Du solltest Dich von Aschinger oder Kempinsky anstellen lassen", unterbrach das gefühlvolle Terzett der immer aufs Praktische bedachte Kunstrichter; nur mit solcher Art angewandter Lyrik lassen sich ökonomische Erfolge erzielen. Und warum sollte sich nicht auch endlich die Kunst, die aus der Tiefe des deutschen Gemütes kommt, die Kunst der Betrunkenheit in Worten, die Kunst, in ungleich langen Zeilen ungleich lange Gefühle auszudrücken, in den Dienst der ästhetischen Kultur begeben, der wir uns, dank der Bemühungen meiner Wenigkeit, mit Riesenschritten nahen? Schon speist der berliner Commis zwischen eitel Marmor, Gold und Elfenbein: warum sollte er sein

Kempinsky-Menu nicht auch noch unter rhythmischen Begleiterscheinungen, hervorgerufen von den süssesttönenden Lyren unsrer heutigen Petrarke, zu sich nehmen? Ich sehe eine Generation von Deutschen heraufkommen, die nicht mehr imstande ist, Mittag zu essen, wenn nicht sämtliche Musen um den Wirtshaustisch herumtanzen."

Angesichts dieser Perspektive war man weiterhin nicht mehr imstande, Viktualienverse zu lesen, und ging weiter.

Man kam in einen Keller. Aber, durch Erfahrung gewitzigt, fiel der Kattowitzer nicht mehr auf die gemalten Fässer herein, und auch der Umstand, dass wirkliche Hähne daran wirklichen Wein fliessen liessen (weil die Fässer auf Pappe gemalt waren und hinter den Pappwänden wirkliche Weinflaschen mit den Hähnen in Verbindung standen) übertölpelte ihn nicht. Immerhin erklärte er diesen Kompromiss mit der Wirklichkeit für sympathisch.

Jetzt kam eine Wendeltreppe.

„Ist das schon . . .?" bebte Zerlineken.

„Nein", tröstete sie der König. „Diese Wendeltreppe führt erst zu unsern Schlafgemächern. Weshalb Du ihre Stufen mit

einem schwarzen Plüschläufer belegt siehst, während das Geländer einen Überwurf aus dunkelblauem Sammet zeigt. Dunkelblau ist nämlich die Farbe des Schlafs."

— „Wieso?"

— „Weil wir bloss dunkelblauen Sammet auf Lager hatten."

Zerlineken lachte.

„Das ist keineswegs lächerlich. Auch Symbole entstehen aus der Kraft des Genies, den Unzulänglichkeiten der Materie Gemütsbedeutungen abzugewinnen", erklärte verweisenden Tones der denkende Künstler.

„Ich wollte", fügte der Kattowitzer hinzu, „dass alle Künstler meine Werke mit so viel Frucht läsen, wie Franzl. Das mit den Unzulänglichkeiten der Materie hätte ich selber nicht prägnanter sagen können, und ich werde bei Gelegenheit nicht ermangeln, das Axiom analytisch zu verwenden, vorausgesetzt, dass mir ein Dunkelblau vorkommt, dem schläfrige Qualitäten mit einigem Recht zugesprochen werden können. Aber man kann das Gleiche ja auch von jeder anderen Farbe sagen. Und darin eben liegt das blendend Richtige dieser Maxime."

Franzl fühlte Lorbeerblätter über seiner

Stirne nicken und schritt hurtig voran, die gewundene Treppe hinauf.

Das lautlose Schreiten der Fünf auf dem dicken Plüsch, in einer engen Dunkelheit, die von dem Arabeskentanz des vielfach von Ornamenten durchschnittenen Lichtes der mehr schönen, als leuchtenden Laterne mehr betont, als behoben wurde, hatte etwas Unheimliches, und so begann man, wieder an den Zweck dieser Wanderung zu denken, den man angesichts der verschiedenen Kunstleistungen navagerischer Herkunft völlig vergessen hatte.

Infolgedessen wandte man den gräflichen Schlafgemächern nicht die volle Aufmerksamkeit zu, die sie wohl verdient hätten.

Olympia war nicht weiter ärgerlich darüber, denn sie war sich des Umstandes wohl bewusst, dass Aufräumen und Abstauben nicht ihre starke Seite war, und sie hätte es nicht eben mit Vergnügen gesehen, wenn Zerlinecken eines der Epigramme entdeckt hätte, die Josef Beppinos geistsprühender Finger besonders dichten Staubschichten gerne einzugraben pflegte. Es war ihr also eher angenehm, dass Zerlinekens graue Augen nur schnelle, aber auch in der Eile noch

spitz musternde Blicke über das Milieu des intimen gräflichen Ehelebens streifen lassen konnten.

Zu einer etwas genaueren Betrachtung forderte indess der nächste Raum heraus, der ein Badebassin aus gelbem, rosa geädertem Marmor enthielt und einen riesigen Granitthron ägyptischen Stiles, dessen Sitz- und Lehnflächen flache, goldgebordete Kissen aus rotem Sammet bedeckten. Das Schönste daran war die vergoldete Figur einer ägyptischen Bauchtänzerin, die auf der Decke des Thrones stand (denn der Thron war baldachinartig überdacht).

„Prachtvolles Geschöpf!“ sagte der Kattowitzer. „Was bedeutet die Figur an diesem feierlichen Möbel von schwer enträtselbarer Zweckbestimmung?“

„Es ist die Göttin der guten Verdauung“, antwortete der Inhaber des Thrones, somit das Rätsel auf die delikateste Manier von der Welt erklärend.

Der Kenner sämtlicher Meisterwerke alter und neuer Kunst war von Metierswegen ein Mann, dem schwer zu imponieren war. Hier aber packte ihn staunende Bewunderung, und er sprach mit Ergriffenheit: „Das muss ich

sagen: Das ist pompös. Ich sah den Leibstuhl des Sonnenkönigs und sah den seines bayrischen Revenants auf Herrenchiemsee. Schön, aber überladen. Auch von Napoleon habe ich eine Retirade gesehen: im Schlosse zu Strà. Gutes Empire — nichts weiter. Van de Velde macht eindrucksvollere, linear bedeutsamere, und ihre Zweckmässigkeit ist über jeden Zweifel erhaben. Aber erst dies hier: das Closet von Marzaun, ist die Lösung, der Inbegriff. Gestatte, dass ich stammle. Nur stammelnd rührt ergriffene Ahnung an das schlechthin Vollkommene. Wie sage ich's nur . . . Ja: geadelte Notdurft. In Schönheit sterben, das kann am Ende jeder. Aber in Schönheit abtreten: dieses Problem hast nur Du gelöst. Ägypten, das alte Ägypten, umfängt Dich. Das Alltägliche erhält die Weihe eines Mysteriums. Mit Recht! Denn, was könnte mysteriöser sein, als der Stoffwechsel? Hier wird ein Urpunkt berührt! Du hast das durch die Wahl des Materials geistreich angedeutet: Granit. Denn, was stände granitener fest, als dies, dass wir ausscheidend leben? Und was heisst ausscheiden? Unbewusste Kritik: Kritik als Lebensfunktion. Doch der Gedanke reisst

mich vom Eigentlichen des Themas. Es ist mystischer als jedes andere: es strahlt. Daher das Gold auf dem Dunkel: die goldene Bauchschwenkerin. Wovon, im Grunde, wird das Mädchen so anmutig bewegt? Vom Drang nach Freiheit. Erlösungssehnsucht deutet sich hier ebenso tief wie graziös an. Nie wurde ein Symbol genialer erfunden. Die ganze antike Mythologie kann sich endlich begraben lassen. Hier, hier beginnt die Marzauner Kunstepoche! Ich kann nicht anders, Franzl, — ich muss Dich küssen! Das Höchste kann man nicht aussprechen, nicht einmal stammeln: es muss hingeküsst werden." Und es knallte feucht ein sanfter Kuss durch den Raum des alltäglichen Mysteriums, der nun doppelt geweiht erschien durch die Tatsache, dass es noch Kritiker gibt, die aus Ergriffenheit sich auf die Gedankenflucht zu begeben vermögen. Franzl war um so tiefer gerührt, als er bei der Konzeption seines mystischen Thrones nichts von alledem geahnt hatte, was ihm jetzt mit so viel Geist und Temperament zugesprochen worden war. Aber er glaubte daran und war überzeugt, unbewusst ebenso geistreich gewesen zu sein.

Josef Beppino dagegen, der nur für ge-

reimte Gedankenflucht Verständnis besass, allem Ungereimten gegenüber aber bloss gemeinen Mutterwitz zu bewähren vermochte, schüttelte das längliche Köpfchen und meinte einfach: „Wenn nur die Wasserspülung regelmässiger funktionierte!"

Man wollte eben weiter gehen, als ein Röcheln vernehmbar wurde, das recht unheimlich klang.

„Huch!" machte Zerlineken und setzte sich auf den Thron.

„Aber das ist ja bloss Nandl, die schnarcht," konstatierte Olympia.

Zerlineken wollte sich beruhigt erheben, aber ihr entzückter Gatte duldete es nicht.

„Seht alle hin! ' rief er aus: , das Niedliche in den Armen des Gewaltigen! Ihr kennt doch das berühmte Gedicht jenes neuen Dante, der die Poesie der Gedankenstriche entdeckt: die Kunst erfunden hat, nichts sagend alles anzudeuten? Jenes Gedicht, bestehend aus den sieben wundersam tiefen Worten:

Du solltest mir durch die Gemächer schreiten . . .?

Wahrlich ich sage Euch: sähe der erlauchte Dichter dieses Bild, es würde ihm ein

zweites ebenso herrliches Poem auf die Leier rutschen, — dies:

Du solltest stets auf diesem Throne sitzen!

Oh, Zerlineken, bleib, bleib! Das Genie des Augenblickes, das Dich in diese granitene Umarmung hineinkomponiert hat, wäre wert, in die Jahrhunderte hineinzuschreiten gleich dem Dante, von dem ich eben sprach, wenn es nicht mit Namen Zufall hiesse. Zufall! Schon wieder packt mich der Geist an den Ohren in diesem gesegneten Raume, und ich sage: Nur das Zufällige ist das Ewige! Nur was Dir zufällt, Künstler, bleibt. Was Du aber sub spezie aeternitatis zusammenbastelst, ist ein Quark, dem's schon die nächste Minute ansieht, aus welcher Notzucht des Geistes es hervorgegangen ist."

„Red' doch nicht immerzu von Geistern!" herrschte ihn das undankbare Idol an; „ich weiss nicht, mir ist so schwummerig zumute. Wozu müssen wir denn auch die alte, eklige Treppe sehen!"

Aber da hatte Olympia schon die Tür zu Nandls Kammer aufgeklinkt, und man schritt am Bette des Mädchens vorüber, das mit rund geöffnetem Mäulchen schnarchte

und selbst unter dem Bann von Josof Beppinos indiskreten Blicken nicht erwachte.

Auch als der König von Marzaun den Riegel der anderen Tür zurückschob, die zu der fatalen Treppe führte, wachte Nandl nicht auf. Denn alles begab sich jetzt sehr leise. Nur Zerlinekens seidene Jupons rauschten.

Man trat hinaus und überblickte mit ängstlicher Spannung die Treppe. Sie war sehr schmal, die Decke darüber gewölbt, die steinernen Stufen rutschig ausgetreten. Statt eines Geländers lief zu beiden Seiten ein glatt abgegriffenes, schwarz gewordenes Seil hinab. Auch der ursprünglich weisse Anstrich war in den Jahrhunderten stark nachgedunkelt.

Es roch modrig und nach verbrozeltem Öllampendocht, weshalb sich Olympia am Laternenlichte eine Virginia anzündete.

„Das ist gescheidt," flüsterte der Kattowitzer, „nichts riecht so herzhaft, mutig, lebendig, wie Virginiarauch. Man denkt an Wiener Hamur, an Fiaker und Kaiserjäger. Ich bin überzeugt, Gespenster können diesen Geruch nicht vertragen."

„Still!" gebot der König: „da!"

Ein Blutfleck, wie von einer sehr grossen Fusssohle, wars, worauf er hinwies.

„Huch!“ machte Zerlineken.

„Stufe für Stufe ist einer,“ hauchte Franzl. „Ich denke, Du wirst Deine Behauptung, es sei Krapprot, nicht aufrecht erhalten.“

„Nein,“ sagte ebenso leise der Kattowitzer, „es ist allem Anscheine nach Blut.“

Und er war so mutig, sich nieder zu bücken und mit dem Taschentuche auf einem der Flecke zu reiben.

„Entschieden: Blut!“ sagte er und wies das Tuch vor.

„Wirf das Tuch weg!“ flüsterte Zerlineken. „Ich schlafe nicht mit Dir, wenn das Tuch im Zimmer ist.“

Der folgsame Gatte tat auf der Stelle, wie ihm geheissen.

„Ich wüsste nicht, was ich nicht wegwürfe, um mir die Gnade Deiner Bettnachbarschaft zu erhalten,“ murmelte er, immer noch zu Bemerkungen aufgelegt, die mit dem Ernst der Situation frivol kontrastierten. Er war es auch, der nun die Laterne ergriff und voranschritt.

„Vielleicht entdecken wir wenigstens, wohin das Gespenst gelaatscht ist,“ sagte er.

Als aber am Treppenabsatz unten, dort, wo rechts das Jahrhundertdurcheinander der Architektur begann, Spitzbögen sich mit Rundbögen trafen, zwei Treppen nebeneinander herliefen, Mauerdurchbrüche ruinenzackig starrten, Höhlungen unter den Treppen gähnten, eiserne und hölzerne Türen offenstanden, — als dort plötzlich die blutigen Spuren aufhörten, stand auch ihm das Herz still.

Er leuchtete die Wände hinauf, in die Treppengänge hinab: nichts. Die Spuren waren völlig weg.

Man stand und starrte und sann und schüttelte die Köpfe. Lautlos.

Da . . . horch . . .: Schritte oberhalb: ganz leise . . . leise . . .

Die Navagerischen und die Pariser schoben sich zu einer kompakten Masse des Entsetzens zusammen.

Nun ein sonderbares Rauschen, wie das Atemholen eines asthmatischen Riesen . . . Ein Geräusch von entschieden nicht menschlicher Herkunft . . . Ganz grässlich.

Zum ersten Male seit gut zwanzig Jahren erinnerte sich Zerlineken des Vaterunsers. Aber hinter der dritten Bitte versagte das

Gedächtnis der gottlosen Berlinerin und sie konnte nur noch verhalten wimmern.

Da . . .: Sphärenmusik? Geistertöne? Klaviatur des Zwischenreiches?

„Dio mio! Das Gespenst spielt Klavier!" hauchte Olympia.

„Und noch dazu richtig!" flüsterte der Kattowitzer.

Aber ein greuliches Gurgeln brachte ihn zum Schweigen, ein Gurgeln, aus dem sich schliesslich nach der Melodie des Klavierspiels die Worte losrangen: Vieni sul mar.

„Ist das vielleicht . . ." wollte Olympia gerade sagen, da klopfte es rechts unter ihnen in einer leeren Treppenhöhlung rasch hintereinander etwa ein Dutzend Male unheimlich dumpf, und die ganze Gesellschaft floh mit einem Unisonoschrei die Treppe hinauf, nach Nandls Kammer.

Zerlineken fuhr mit dem Kopf direkt unter die Bettdecke des Mädchens. Nandl, aus dem Schlaf erwachend griff in besinnungslosem Schreck wild kreischend nach dem haarigen Etwas, das plötzlich auf ihrer Brust lag und riss der Berlinerin sämtliche falschen Zöpfe vom Haupte. Nun schrie

auch diese aufs fürchterlichste und schlug um sich. Nandl, überzeugt, es mit dem Gespenst zu tun zu haben, wehrte sich mit überlegenen Kräften und drasch auf die in der Bettdecke Verwickelte los, während die anderen, auch der pflichtvergessene Gatte, schon die Türe zum Thronsaale des Mysteriums gewonnen hatten. Endlich gelang es der Berlinerin, unter Zurücklassung ihres sämtlichen nicht angewachsenen Haarwerks hinterdrein zu flüchten. Sie kam gerade dazu, wie der Kattowitzer mit dem Kopfe gegen die Granitlehne des Thrones stiess und brüllte „Gottverfluchtes Möbel, infames!" Josef Beppino aber lag auf den Trümmern der Laterne in der marmornen Badewanne und stöhnte in einem noch gequetschteren Diskont als sonst: „Ich habe das Steissbein gebrochen."

Olympia und Franzl dagegen hatten ohne Fährte ihr Schlafgemach erreicht und sich hinter den brokatenen Vorhängen ihres Ehebetthimmels verborgen.

Wie sie den Kattowitzer fluchen und Josef Beppino stöhnen hörten, beglückwünschten sie sich einander, wenigstens keine Beulen und Beinbrüche davongetragen

zu haben und erkundigten sich dann mezzo voce nach dem Befinden der übrigen.

Da kam ein Rauschen aus dem mysteriösen Kabinette und Zerlineken schrie: „Hilfe! Jetzt ist's hier! Ich sterbe!"

„Unsinn!" fistelte Josef Beppino, indem er sich erhob, „der Kritiker hat sich bloss auf den Wasserleitungsknopf gesetzt. Unheimlich ist nur, dass der einmal funktioniert."

Die zur Gewissheit gewordene Hoffnung, dass er das Steissbein n i c h t gebrochen hatte, war es, die ihn zu dieser Randbemerkung ermutigte.

Er fand auch die Kourage, ein Wachszündholz anzureiben, in dessen Lichte die drei das gräfliche Ehegemach gewannen. Dort wollte er noch weiter Licht machen, aber Zerlineken protestierte, indem sie sich vorstellte, wie wenig vorteilhaft ausgiebigere Beleuchtung jetzt ihrer Frisur wäre. Erst, wie sie ihr zerzaustes Haupt mit einem Tischtuche bedeckt hatte, dessen prachtvolles Muster aus der zügellosen Navageroperiode (von ihm selbst Darmverschlingung genannt) jetzt leider nicht zur Geltung kam, gestattete sie die Entzündung eines hinterindischen Schlangenleuchters. Aber nur, um katego-

risch zu verlangen, dass die gesamte gräfliche Familie sie jetzt zu ihrem Zimmer begleitete.

„Ich habe die Neese voll!!!" erklärte sie ebenso unzart wie unwirsch, aber unter stillschweigender Gewährung mildernder Umstände, weil niemand so unbillig dachte, in diesem Momente seelischer Seekrankheit von einer geborenen Berlinerin andere Tropusse zu verlangen, als solche, die sich rebus sic stantibus aus dem Reservoir der Jugenderinnerungen von selber einstellen.

*

Es war beinahe vier Uhr geworden, als man sich am nächsten Tage im Rittersaale zum Frühstücke traf.

Die gräfliche Familie sass bereits vor ihrem Morgentrunke, und. da es eine individualistisch-differenzierte Familie von Eigenmenschen war, ein jedes Mitglied vor einem anderen Trunk. Olympia hatte ein umfangreiches Gemäss venezianisch-othelloschwarzen Kaffees vor sich, der lyrische Conte erfreute sich einer milden Milchschokolade, der König aber, auf seine Nerven bedacht, löffelte in einer Haferschleimsuppe. Für

den Kattowitzer stand tintig dunkler Tee, für Zerlineken, wie sichs versteht, ein „Berliner“ bereit.

Der König war in seinem Malerkittel, Josef Beppino schämte sich nicht, seinen alten Schlafrock zur Schau zu tragen, Olympia aber, von wegen Zerlinekens, hatte sich fein gemacht und trug ein durchaus himmelblaues Morgenkleid mit japanischen Ärmeln.

Sie sah sehr munter aus und tuschelte vergnügt mit dem Lyriker. Schmulius sass auf ihrer linken Schulter und ass Zwieback. Die Krümel brachte er sorgfältig im Nackenausschnitt von Olympias Kleid unter.

Als sich die Tür des Gastzimmers öffnete, unterbrach die Herrin von Marzaun sofort das Getuschel und setzte eine weniger vergnügte Miene auf.

Zerlineken rauschte in einer moosgrünen Matinee mit reichlichem Besatz von cremefarbenen Spitzen herein. Da sich die Majorität ihrer Haare noch in Nandls Schlafzimmer befand, hatte sie sich den Kopf mit einem Turban aus indischem Battik-Stoffe umwunden. So, eine Odaliske aus Berlin N., schritt sie zum Tische der

morgendlichen Erfrischungen und liess sich müde in einem gewaltigen Lehnstuhle aus rauhem, japanischem Hirschleder nieder, das ehedem einer Daimijo-Rüstung zum Futter gedient hatte, wie das als Ornament benutzte draufgedruckte Wappen zeigte.

Ein sehr müdes Guten Morgen bestätigte den Eindruck der Erschöpftheitssäckchen unter ihren Augen: Madame hatte nur wenig geschlafen. Umsomehr hatte sie sich gefärbt. Aber es liess sich nicht bestreiten, dass es mit Talent geschehen war. Madame sah hingenommen, aber niedlich aus. Das Hinfällige stand ihr eigentlich besser als das Muntere, das sie für ihre Stärke hielt. Es hatte eine aparte Nuance von Lasterhaftigkeit.

Der glückliche Besitzer dieser moosgrünen Melancholie erschien ganz einfach in einem Schlafwagenanzug aus blau und braun gestreifter Bastseide. Aber er trug darunter ein schlechthin himmlisches Nachthemd mit Jabots und Shakespeare-Kragen. Dazu schwarzseidene Strümpfe und gelbe Kordovanpantoffeln.

Auch er sah blass und angegriffen aus, aber er besass die Kunst des unwidersteh-

lichen Lächelns in einem seltenen Grade. Ob nun diese Kunst angeboren: gesteigerte Natur, oder ob sie bloss angelernt: Apparat war: sie wirkte immer. Man mussste dem virtuosen Lächler gut sein, und mehr noch als die Frauen verliebten sich Männer in dieses Lächeln einer geistreichen Bonhomie. Es sass vor allem in den schönen und sehr gescheidten, dabei aber gemütlich-lustigen Augen, die eher auf einen Humoristen als auf einen Kritiker hätten schliessen lassen. Und wenn er den Mund auftat, wurde jeder genius loci zum Genius der guten Laune.

„Na, Ihr Stöffchen!" sagte er und rieb sich die knochigen Hände: „auch nicht geschlafen? Ich hoffe sehr, denn das können wir wenigstens verlangen, dass es Euch auch übel ergangen ist. Wenn mich Zerlineken nicht gerettet und überdies getröstet hätte, ich wäre in dieser Nacht der modernen Kunst verloren gegangen. Denn ich war fest entschlossen, wie die Schweinerei nochmal anfing, dieses blödsinnige Gespenst auf die blutigen Hühneraugen zu treten '

„Nochmal anfing?" fragte Josef Beppino und zog die Augenbrauen so hoch, dass man

glauben konnte, er habe das in seinen vielen Mussestunden geübt.

„Also Ihr Scheusale habt wirklich schlafen können?" rief der Kattowitzer und warf drei Stück Zucker in die Teetasse, dass es eine Springflut gab. „Das muss ich sagen! Das ist Gastfreundschaft! Sogar die Gespenster überlasst Ihr Eurem Logierbesuch zur ausschliesslichen Benutzung! Zerlineken! Wie findest Du das?"

Aber Zerlineken küsste ihrem „Berliner" die Haut von der Sahne und ignorierte die Frage.

So musste der Kattowitzer ohne Unterstützung empört sein und erzählen: „Ekelhaft wars! Im höchsten Grade ekelhaft! Ich zog Zerlineken eben die Höseken aus, da kriegte das Aas . . ."

„Nanu!?" sagte Zerlineken.

„ . . . Das Gespenst, versteht sich wieder seinen Asthmaanfall, und diesmal viel schlimmer, denn am Schlusse fing es auch noch an, zu husten und zu pfeifen. Dann setzte es sich, allem Anscheine nach, zum Abschiede mit dem Podex auf die Klaviatur und strich ab. Und, wenn Ihr wissen wollt, wohin, so sage ich Euch: dort, durch die Entreetüre.

Dann gabs noch einmal einen Bumser, Gott weiss, wovon, und Euer süsser Vogel war so freundlich, etwa dreihundert Mal hintereinander in allen Tonlagen, von Franzls Bass über Limpis Sopran zum lyrischen Diskant Josef Beppinos, ‚Buffo, Buffo, Buffo' zu kreischen."

Ein Ensemblegelächter der gräflichen Familie, akkompagniert von Schmulius war der völlig unerwartete Effekt dieser Erzählung.

„Wie ich das finde!" sagte entrüstet Zerlineken.

Der Kattowitzer aber lehnte sich, soweit es der stark unbequeme Renaissancestuhl Franzlscher Konstruktion erlaubte, zurück und sagte bloss: „Charmant!"

Da sprang Josef Beppino auf, raffte die Schleppfittiche seines Schlafrockes zusammen und sagte, indem er davon schlappte: „War das Asthma etwa so?" Und er verschwand in einer Türe auf der andern Seite des Saales.

Ein paar Augenblicke, und es erhob sich genau das Geräusch, das der Kattowitzer vorhin geschildert hatte. Auch die Hinterwirkung auf die Klaviatur fehlte nicht.

Der Logierbesuch sass sprachlos. Die

Navagerischen lachten dafür umso lauter, und Schmulius begann zu gurgeln: Vieni sul mar!

„Maul halten!" schrie ihn der Kattowitzer an. „Mir geht ein Licht auf, das Euch nicht gerade günstig illuminiert. Vielleicht habt Ihr die Güte, uns zu sagen, warum Ihr diesen ganzen Blödsinn gestern Nacht inszeniert habt. Ich kann mir eine geistreichere Manier vorstellen, seinen Witz leuchten zu lassen. Wenn nun Zerlineken fausse couche gemacht hätte? Und ich! Wenn ich übergeschnappt wäre? Das sind Landsknechtswitze!"

Er schien wirklich ärgerlich zu sein, und die Gattin war es positiv. Denn sie dachte an ihre Haare.

Franzl hatte keine leichte Arbeit, den werten Gästen die Überzeugung beizubringen, dass er und die Seinen sich genau so ehrlich gefürchtet und keine Ahnung davon gehabt hätten, dass der ganze Spuk nichts weiter war, als ein sonderbares Zusammentreffen von Zufällen. Nämlich dies: Nandl hatte, in der Aufregung wegen der Ankunft des Besuchs, vergessen, ein Filet, das sie geholt hatte, in der Küche abzuliefern. Sie hatte

es vielmehr mit dem Korbe, in dem es sich befand, empörenderweise unter ihr Bett geschoben: unbewusst, wie sie sagte, in dem Momente, als sie von Sylvia angerufen wurde, etwas im Keller zu holen. Dieses Filet hatte Zottel, der weisse Kater, entdeckt und sich drüber her gemacht. Wie Nandl aber das Licht ausgelöscht hatte, um ins Bett zu kriechen, war es ihm rätlich erschienen, sich mit seiner Beute davon zu machen. Da die Türe nur angelehnt war („aha!" machte bei dieser Stelle des Berichts der Kattowitzer und sah mit Augenzwinkern Josef Beppino an, der aber nicht dergleichen tat), so war es ihm unschwer gelungen, sie mit seinem dicken Kopfe zu öffnen, und er hatte draussen ruhig weiter am Fleische herumgenaatscht, dazu auch, wie die Kater in der Wollust des rohen Fleisches tun, „georgelt". Als aber Nandl nun geschrien hatte, war er, den Filetrest nachschleppen lassend, die Treppe hinunter bis zum Absatz, wo er ihn fest ins Maul nahm und zur Höhlung unter der anderen Treppe trug. Dort, wo Buffo, der Dackel, in seiner Wiege lag, waren Hund und Katze hintereinander gekommen. Aber Zottel hatte, infolge

seiner unfehlbaren Nasenterz, den Sieg gewonnen, und Buffo war unter Geheul durch die Maueröffnung geflohen. Als sich die Gesellschaft jedoch auf die Gespenstersuche begab, hatte er wieder seine Wiege aufgesucht, und die unheimlichen dumpfen Schläge waren dann nichts anderes gewesen als die Schläge seines Schweifes gegen den Wiegenrand, womit er, zu faul, sich zu erheben, seine Anstandspflicht, die Herrschaft zu begrüssen, wenigstens aus der Ferne hatte erledigen wollen.

— „Ja, aber das asthmatische Schnaufen, das Klavieren?"

— „Bitte, näher zu treten!"

Josef Beppino erhob sich und geleitete die Gesellschaft in das Musikzimmer, wo ein Pianino und vor dem Pianino eine Phonola stand.

„Da wir uns," erklärte der Dichter, „kein Automobil leisten können, so haben wir uns wenigstens ein Automusikal gekauft, aut dem wir musikalisch kilometern."

Er wies auf eine grosse Truhe: „Dort liegen an die hundert Kilometer Mozart, Bach, Lehàr, Beethoven, Wagner, Waldmann, Mascagni, Johann und Richard Strauss

Haydn, Gluck, Erdmannsdörfer, Bizet, Schumann, Rubinstein, Bülow, Wilhelm II., Leoncavallo: deutsche, finnische, slovakische Märsche: deutsche, türkische, ungarische, polnische, russische, amerikanische Tänze: Heil Dir im Siegerkranz, Rule Britannia, Avanti Savoia, Allons enfants de la patrie, Ich bin ein Preusse, Frei ist der Bursch, Servus Brzesina: Der lustige Ehemann, Gib mir das Haupt, Jochanaan, Mädel ruck ruck ruck an meine grüne Sei-ei-te, — und noch furchtbar viel andres: z. B. auch Vieni sul mar."

— „Und Das . . . Das kriegt erst das Asthma, dann spielts von alleine und setzt sich zum Schluss mit den vier Buchstaben auf die Klaviatur? Welch eine sinnreiche Erfindung!"

— „Nein. Nicht ganz so. Vor allem: Das Asthma und das mit den vier Buchstaben gehört eigentlich überhaupt nicht zur Sache, ist nur ein Mangel an Öl und Trettechnik. Wenn ich gespielt hätte, so würdest Du nichts als eitel Musik vernommen haben, vorausgesetzt, dass Limpi das Instrument einmal in Ordnung gehalten hätte. Denn, musst Du wissen, es ist eine Kunst, zu

phonolen! Von alleine gehts nicht, wie Du meinst, und es geht auch nicht ohne Übung, wie Sylvia meint."

— „Sylvia?"

— „Ja, Sylvia, die Meisterin des Arrosto, die aber nicht auch zugleich eine Meisterin der Phonola ist. Trotzdem pflegt sie, wie sie uns jetzt gestanden hat, beinahe allnächtlich, vom Heimweh bedrängt und musikalisch entflammt, hierher zu schleichen, um heimlich ein Gondellied zu phonolen. Wir, drüben im andern Schlosse, könnens ja nicht hören, und daran, dass jetzt ihr dort schlaft, hat das holde Kind nicht gedacht — geschweige denn, dass ihr der Gedanke gekommen wäre, wir könnten dort hinten auf der Blutspur sein. Das ist alles. Und dann, natürlich: Schmulius, der das Vieni sul mar auswendig kann und seinen Freund Buffo begrüsst hat, als der zur Heimbegleitung Sylvias erschienen war."

— „Mit anderen Worten: Das Zwischenreich von Marzaun gehört dem Tierreiche an und wird durch mangelhafte Dienstbotendisziplin anmutig belebt."

So der Kattowitzer.

Doch Joseph Beppino fügte hinzu: „Nicht

zu vergessen die Phonola, das Automusikal, dieses geniale Medium, womit man imstande ist, die erlauchtesten Geister der Musik sowohl wie alle ihre kleinen komischen Kobolde erscheinen zu lassen."

„Mit Nebengeräuschen aus dem Reiche der Pathologie der Atmungsorgane", wart der skeptische Kritiker ein.

„So phonöle halt ein Stück!" gebot der König dem Sklaven.

„Pardon!" wandte sich der Kattowitzer an ihn: „Du bedienst Dich da des Verbums phonölen, während ich bisher immer phonolen gehört habe. Es scheint, der Sprachgebrauch steht noch nicht fest?"

„Doch", sagte Franzl: „es heisst phonolen, wird aber so konjugiert: Ich phonole, du phonölst, er phonölt, wir phonolen, ihr phonölt, sie phonolen. Es ist ein unregelmässiges Verbum, wie Du siehst. Das A verbo ist dies: phonole, phonoll, phonollen. — Das Imperfektum, durchkonjugiert, geht so: phonoll, phonolltest, phonollte phonollten, phonolltet phonollten. — Es gibt übrigens Leute, die das Wort genau wie holen flektieren. Das sind aber Leute ohne feineres Sprachgefühl. Der Besitz einer Meister-

spielphonola, wie der unseren, verpflichtet jedenfalls zu annähernd ebensoviel Nuancen in der Konjugation, wie sie sie im Spiel gestattet."

— „Sie spielt also — unregelmässig?"

— „Sie spielt gar nicht, mein Liebling: sie wird gespielt. Ob Du sie aber regelmässig spielen willst, d. h. so, wie ihre Rollen es vorzeichnen, oder ausgestattet mit Nuancen Deines aufs unregelmässige lüsternen Genies, das kommt auf Dich an. Ich z. B., der ich mir sonst nur von den Sklaven etwas vorphonolen lasse, pflege das einzige Stück, das ich selbst spiele, die Matschitsche, in einer so persönlichen Auffassung zu phonolen, dass der Tanz bald trauermarschartig, bald ekstatisch furios wirkt."

— „Und das lässt sich die Phonola gefallen?"

— „Sie lässt sich alles gefallen, was der Geist gebietet; aber, und das ist ihr Segen, den man nicht genug rühmen und preisen kann: sie macht es unmöglich, die Schwäche des Fleisches verlautbaren zu lassen. Es gibt kein Vergreifen, kein Vermantschen, Fallenlassen, Wiederholen von Noten bei ihr, kein Stocken, Zaudern, Drüberwegwischen, keine

leeren Stellen, kein Ragout, kein Hachée, keine fliegende Spreu, keine unbeweglich festgeklemmten Tonknödel: alles Mechanische ist in die Sklaverei der Fertigkeit gedrängt, zur Selbstverständlichkeit regularisiert, festgelegt in die eingestanzten Löcher des Rollenpapiers. Du kannst mit dem besten Willen absolutester Talentlosigkeit nicht falsch spielen. Aber Deinem Genie sind keine Schranken gesetzt, sich bis in die Gefilde des absoluten Unsinnes von dem zu entfernen, was der Tondichter gewollt hat. In dieser Hinsicht ist die Phonola so tolerant, wie das Klavier selber. Da aber die Verkehrtheit der geistigen Auffassung um so greller zutage tritt, je richtiger das Mechanische ist, so habe ich bisher noch jeden, selbst meine musikalisch höchst emanzipiert empfindende Gemahlin, immer wieder beschämt sich der schöpferischen Absicht des Komponisten wenigstens nähern sehen, wie sie die Rolle als die vernünftige Auffassung von Musikern notiert. Während das Klavier ein wirkliches Musikinstrument nur sein kann, in den weitaus meisten Fällen aber die Eigenschaft besitzt, antimusikalisch zu wirken, ja geradezu zur Sünde wider den heiligen Geist der Musik herauszufordern

weshalb es unter einen ästhetischen Kuppeleiparagraphen gehört als Gelegenheitsmacher und Förderer dilettantischer Unzucht: ist die Phonola von Grund und Wesen aus ein wirklich musikalisches Instrument und hat als solches, bei aller Toleranz, die positive Tendenz zur musikalischen Moral und guten Sitte. Was verschlägts, dass sie mir die Matschitsche zu zügellosen Ausschweifungen preisgibt und dass ich mich phonolend über sentimentalen Quark lustig machen kann, indem ich ihn prestissimo heruntertrete! Vor dem Grossen, Tiefen, Ewigen der Musik lehrt sie Respekt indem sie sein Körperliches, wenn ich so sagen darf, rein vor mich hinstellt und mich ohne weiteres zwingt, ihm geistig wenigstens gerecht werden zu wollen, da ich mir, wenn ich mich blasphemisch, trotzig, frech, dumm, roh gehen lasse, sehr bald selber vorkomme, wie ein Kerl, der einer klassischen Statue die Nase abschlägt oder ihr einen Zylinderhut aufsetzt. Indem sie Dich von der Fingerangst befreit, macht sie Dich geistesfürchtig."

„Das letztere hast Du sehr hübsch und knapp gesagt", erklärte der Kattowitzer, „und Dein ganzer Vortrag zeigte Schmiss

und Temperament. Nun bekenne mir bloss noch, wieviel Prozente Du von der Fabrik bekommst, wenn es Dir gelingt, mit einer solchen Programmrede einen Käufer zu gewinnen."

Aber Franzl biss auf diesen Haken nicht. Da er sich im Grunde für einen Musiker hielt, der nur zufällig das Manuelle einer anderen Kunst ausgebildet hatte, so lag ihm an diesen Fragen zu viel, als dass er sich so leicht von ihnen hätte abbringen lassen. Er fuhr fort: „Was ist Musik? Nichts anderes, als der Sinn des Lebens, in Tönen erkannt, in Tongesetzen festgehalten. Aber der Ton ist ein Augenblick im Meere der Ewigkeit: Er schwimmt weg, die Wogen des Unerforschten schlagen über ihm zusammen. Ein Kuss: eine Seligkeit: aus: das Nüchterne, Gemeine schwappt darüber her. Da hat man nun, Gott Lob und Dank, die Notenköpfe erfunden, die ihn aufbewahren. Mozarts Küsse klingen jedem wieder, der da weiss, was in diesen Köpfen steckt. Aber, was für Mozart ein Kuss war, wird für uns Mühe und ehe wir das richtige Mozartsche Küssen lernen, schmatzen wir hunderttausendmal ekelhaft daneben. Mancher lernts

überhaupt nie. Zumal mancher, dem es sehr leicht wird, andere Musen zu küssen, und der deshalb wohl zu den Kusskennern gerechnet werden darf. Für solche Leute nun bedeutet die Phonolik eine ebenso grosse Errungenschaft, wie es die Erfindung der Noten war. Sie schliesst ihm das Geheimnis der Noten auf, macht ihm die Noten untertan, spendet ihm den Kuss des Genius ohne die Mühe des Mechanischen. Er kann sich in die höchsten Seligkeiten des Tons versenken, kann sie sich und anderen mit dem ganzen Augenblickszauber der Eingebung vermitteln, ohne durch die Insuffizienz seiner Finger an die Sphäre menschlicher Unzulänglichkeit grob und blamabel erinnert zu werden. Josef Beppino sagte es schon, und ich wiederhole es mit der mir innewohnenden höheren Autorität: Die Phonola ist eine Art Medium, das imstande ist, Geister zu materialisieren. — Horch: Mozart!"

Es erklang, zart, galant: eine souveräne Schmeichelei; plaudernd, tuschelnd: eine geistvolle Causerie; anschwellend, sublim: eine geniale Huldigung, das Krönungskonzert.

„Prachtvoll!" rief der hingerissene Katto-

witzer, und seine Augen leuchteten im schönsten Verstehen; „das hast Du eminent gemacht, Beppino!"

„Nicht ich", entgegnete der bescheiden, „sondern der alte Carl Reinicke in Leipzig der zwar manches andere nicht kann, weil ers nicht mag, aber seinen Mozart wunderbar versteht. Sein Spiel ist in diese Rolle gestanzt. Man tut gut, ihm unbedingt Folge zu leisten. Anfangs war ich frech und töricht. Ich fand es akademisch und hatte die Unverschämtheit, es modern raffinieren zu wollen. Gott verzeihe mir diese Sünde. Ick streute Patschulipulver auf Rosen. Aber ich habe dadurch gelernt. Wie ich anderseits Wagner verstehen gelernt habe, indem ich Bülowsche Rollen erst beppino'sch verhunzte. — Einen Augenblick!"

Er setzte eine sehr dicke Rolle ein, trat leise an (nicht das kleinste Schnaufen war hörbar) und Isoldes Liebestod schwang durch den Raum.

Hierbei hatte er mehr zu tun: man sah ihn öfter Hebel rücken, die Taster häufiger handhaben, beim Treten zuweilen erhöhte Kraft anwenden. Aber das Spiel ging immerhin mit beträchtlich weniger Körper-

zutaten vor sich, als wenn es ein Pianist im Schweisse seines Angesichts und im Hochgefühle seiner Souveränität über zehn Finger verübt.

Trotzdem triumphierte die erotische Inbrunst des grossen Sachsen mit kaum geringerer Macht, als wenn der gewaltige kleine Bülow selber die Tasten bewegt hätte. Dieser sublimste Rausch der Sinne: Wollust sublimiert zu heiliger Hingabe, höchstes Schamvergessen aus vollstem Umfangen des Mystisch-Tiefsten: Goethes „Liebesüberfluss!" im Reich der Töne Leben: mehr als Leben: Lebensinbegriff geworden, ward zur magischen Erscheinung.

„Horcht!" sagte, als das Gewaltige verklang, der Kattowitzer leise: „Die venezianischen Gläser dort singen mit ihren dünnen Lippen das grosse Stöhnen der Liebe nachschwingend noch einmal!"

„Kein Wunder!" fügte Franzl hinzu, „denn sie sind von mir. Ich gebe Dir mein Ehrenwort: dieser golddurchflockte Delphin, der sich so ungeheuer nach der malvenbraunen Orchidee sehnt, die über den anderen Rand des Glases aufgereckt steht wie die ewige Schönheit des Lasters, dieser Delphin hat,

ehe ich ihm das feurige Leben über der Gastlamme einblies, wirklich und wahrhaftig meinen höchsten Patron durch die Wellen getragen: den heiligen Orpheus, als er den Haifischen das Quadrilletanzen beibrachte. Ich muss es wissen: denn ich war einer der Haie."

„Dann wundere ich mich nur," bemerkte Josef Beppino mit unlyrischem Sarkasmus, „dass Du das Quadrilletanzen verlernt hast."

Zum allgemeinen Erstaunen überschüttete ihn der König für diese respektlose Unart nicht mit majestätischen Grobheiten, sondern sagte ganz milde: „Ach ja, ich habe viel verlernt. Die Quadrille ist noch das wenigste. Es war ja auch schliesslich eine Flossenquadrille, während ich es mittlerweile zu Händen und Beinen gebracht habe. Aber das Andere! Das viele Andre! Das viele schöne Andre! Was für ein Kerl war ich, als ich ein Hai war! Ich konnte zwar nichts, aber ich war was! Ich lebte! Ich lebte ungeheuer! Ich fühlte die Seligkeit, zu leben, bis in die Schwanzspitze. Dafür war mir alles andre freilich wurscht. Selbst meine damalige Gattin. Und gerade das war so köstlich."

Er tremolierte beinahe.

Zerlineken setzte ihm ihren schneeweissen rechten Zeigefinger mit dem rosig strahlenden Nagel auf die Stirn und sagte sehr gütig: „Der arme Vogel dadrinne! Wie er piepst!"

Begreife einer die Frauen: Olympia kriegte einen Wutanfall, wie sie das sah und hörte. Sie stampfte mit ihren kleinen Beinen einen Wirbel auf dem Estrich und schrie: „Franzl! Lasst Du Dir das gefallen?"

Franzl begriff diesen Ausbruch des della Polvere-Zorns nicht im mindesten und verdrehte bloss erschrocken die Augen. Zerlineken, weniger begriffsstutzig, wollte in ein höhnisches Gelächter ausbrechen. Ihr Gatte suchte nach einem Witze, die Situation abzukühlen. Josef Beppino überlegte, ob es nicht angebracht sei, jetzt das freundliche Lied zu phonolen: Ob ich Dich liebe, frage die Sterne.

Da lenkte ein fürchterlicher Schrei die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er kam aus einer Bronzebüste Julius Caesars, und es schien wahrhaftig, als dränge er aus den ein wenig offenen, vergoldeten Lippen des Imperators. Dann wurde ein kratzendes, scharrendes Geräusch hörbar, und es folgten

die langsam, aber wütend hervorgestossenen Worte: Gallia .. est .. divisa .. in .. partes .. tres.

Es war natürlich Schmulius, der sich während des Liebestodes heimlich in die Büstenhöhlung geschlichen hatte.

Wie aber kam der Papagei zu diesem Zitate aus Julius Cäsars sämtlichen Werken?

Man stand vor einem Rätsel, das auch die Navagerischen nicht zu lösen vermochten, da sie ganz sicher waren, niemals in des Vogels Gegenwart aus dem Buche de bello gallico vorgelesen zu haben. Franzl wollte eben eine mögliche Lösung zum Besten geben, als der Papagei sich auf Cäsars goldenen Lorbeerkranz hinaufampelte, einmal rechts und einmal links ausspuckte, den Kopf vorstreckte und sich, patsch, zum Boden niederfallen liess: direkt auf den krummen Schnabel, der offenbar als Sprungpuffer diente. Kaum aber unten angekommen, erhob er sich und watschelte über die grosse Zehe erstaunlich schnell auf Zerlineken los. Die aggressive Absicht dieses Vorgehens konnte niemandem zweifelhaft sein; am wenigsten der berliner Pariserin.

„Hilfe!" schrie sie und erhob einen Fuss, nach Schmulius zu stossen.

Der besorgte Gatte aber ergriff einen schweren japanischen Leuchter, fest entschlossen, dem rasenden Tiere damit den Schädel einzuschlagen.

Aber sowohl sein erhobener Arm wie Zerlinekens Fuss blieb unbewegt in der Luft hängen angesichts einer schlechthin basiliskenhaften Pose, die Schmulius jetzt einnahm. Er spreitete beide Füsse weit auseinander und lehnte sich auf seine gleichfalls breit auseinander aufgestellten Flügel zurück. Auch den Kopf warf er nach hinten. Es sah aus wie Starrkrampf. Aber der weit aufgerissene Schnabel mit der wurmartig vorgestreckten Zunge, das aufgeplusterte Gefieder, der steif nach vorn zielende Schopf und, vor allem, der entsetzlich boshafte Ausdruck in den Augen: dieser Komplex von wilden tückischen Drohungen hatte etwas, das jeden Willen zum Widerstande lähmte. Das kleine Tier, keine andere Waffe besitzend, als die Zange seines Schnabels, und neben seinen Gegnern erscheinend wie ein Fingerhut neben einer Kirchenglocke, vereinigte in seinem Ausdrucke eine solche Fülle von entschlossenem Mute und unheimlicher Kraftreserve, dass nicht bloss das Ehepaar aus Paris, sondern

auch die gräfliche Familie von Marzaun die Empfindung hatte, er sei imstande, alles um sich herum zu vernichten: wenn auf keine andere Weise, so dadurch, dass es einfach vor Wut explodierte.

Der Arm des berühmten Zerschmetterers erhabener Kunstthrone sank langsam, demütig nieder; der Fuss Zerlinekens suchte bange, zitternd Schutz unter den Rüschen der Jupons.

Der Kattowitzer flüsterte grimmig: „Vielleicht hat einer von Euch die grosse Güte, den Drachen zurückzupfeifen; oder meint Ihr vielleicht, wir sind nach Marzaun gekommen, lebende Bilder zu stellen?"

Er versuchte, einen Schritt vorwärts zu machen. Aber im selben Momente warf Schmulius den Kopf nach vorn wie ein böser Bock, oder wie der grosse Pan selber, wenn er schlecht zu Mittag gegessen hat. Und der Kattowitzer bemühte sich schleunigst, den gelben Pantoffel zurückzuziehen.

„Limpi, ich bitt Dich: pack ihn und häng ihn an die Kette! Wirklich, ich bitt Dich!" flehte, wimmerte beinahe Zerlineken.

Die gutmütige Olympia ging auch wirklich auf den wilden Vogel zu, ihn zu ergreifen.

Der aber drehte verächtlich den Kopf nach ihr und schnarrte: „Widerlich! Genug! Satis superque!"

Olympia musste sich, starr vor Staunen, setzen.

Franzl auch.

Josef Beppino desgleichen.

„Wenn ich noch eine Minute so stehen muss", erklärte leise, aber bestimmt, der Kattowitzer, „so krieg ich einen epileptischen Anfall".

Und Zerlineken weinte: „Das Tier ist entsetzlicher, als alle Gespenster. Und warum hasst es gerade mich so, wo ich doch so eine Tierfreundin bin und besonders die Papageien liebe?"

Diese Worte hatte ihr der gute Genius von Berlin N. eingegeben, der es bekanntlich nicht duldet, dass seine Schutzbefohlenen jemals ganz unter die Räder kommen. Sie werden vom Schicksal immer bloss angeeckt.

Schmulius nämlich, kaum, dass er diese Worte vernommen hatte, liess plötzlich den lanzenartig nach vorn gezückten Schopf hinterwärts weich in sich zusammenfallen, schüttelte das Haupt, dass kleine Flaumfedern in die

Runde flogen, lachte à la Beppino meckernd auf, warf sich nach vorn, drehte den Kopf nach unten links, so dass sein rechtes Auge aus der umgekehrten Vogelperspektive auf Zerlineken gerichtet erschien (mit welchem Ausdruck von boshafter Verachtung ist nicht zu sagen), zuckte gleichsam mit den Achseln, spuckte etwas graues von sich, hob langsam das linke Bein, setzte es ebenso langsam nieder, liess das rechte folgen, — und marschierte so: pian piano, das rechte Auge immer auf die moosgrüne Angst gerichtet, vorwärts. Fünf Papageienschritte vor den beiden schnarrte er kurz: „Platz!" und entfernte sich zwischen den gehorsam Auseinandertretenden, majestätische Verachtung in den Bewegungen, durch die Türe, die der völlig zum Kammerdiener der befiederten Überlegenheit gewordene Kritiker geöffnet hatte, ohne dass Schmulius genötigt gewesen wäre, es durch ein Wort zu gebieten. Eine einfache, aber deutliche Schnabelweisung hatte genügt.

Als er draussen war, schloss der Kattowitzer augenblicklich die Türe und setzte sich auf ein mit Sammet überzogenes Taburet im Barockstile. Aber nur, um sogleich mit

einem lauten Fluche aufzuspringen, denn dieses Taburett war echt und ein Barockwitz: Es gab, setzte man sich darauf, einen Laut von sich, der in der guten Gesellschaft mit Recht verpönt ist, und liess auf den Niedergesessenen, gleich als ob der diesen Ton verursacht hätte, der gemeinhin nicht bloss phonetisch zu wirken pflegt, von oben her einen Odeur-Sprüh-Regen niederfallen.

„Verdammter kindischer Blödsinn!“ schrie er und wischte sich den flüssigen Wohlgeruch vom Kopf und Gesicht. „Derartige Witze widersprechen dem Geiste des modernen Kunstwerkes absolut. Unsere Zeit ist zu ernst für solche Spässe!“

„Darum lassen wir sie ja auch von Barockmöbeln machen“, erklärte Josef Beppino.

„Ich wünschte, Ihr schmisset sämtliche Barockmöbel zum Tempel hinaus!“ sagte der Kattowitzer.

„Und das ekelhafte Vieh hinterher!“ fügte Zerlinecken bei, die sich hinter eine Fenstergardine mit astronomischen Ornamenten („Eroberung der Milchstrasse durch Kometenschwärme“) geflüchtet hatte.

„Pscht!“ machte Josef Beppino und wies zur Türe: „wenn ers hörte!“

„Ja, in des dreibeinigen Kuckuks Namen!" schrie der Kattowitzer: „sollen wir denn wirklich nicht mehr laut reden dürfen, weil dieses Luder von Kakadu an unseren Worten Anstoss nehmen könnte? Herrscht in Marzaun der Mensch oder der Vogel?"

„Der Mensch mit Vogel!" sagte Olympia und sah Zerlineken giftig an. „Bloss Deine Frau ist schuld an der Sache. Warum beleidigt sie meinen Franzl!"

„Ah! So steht also hier die Sache?" murmelte der Mann im Schlafwagenanzug: „Ihr haltet Euch dieses Biest, wie sich andre Leute einen Kettenhund halten? Dass er den Leuten an die Hose fährt? Nur pflegt man Gäste im allgemeinen vor derartigen Attacken zu bewahren."

Die Stimmung hatte einen Knacks: mehr, hatte einen Hexenschuss bekommen.

Wäre nicht die Phonola dagewesen und Josef Beppino, ihr erlauchter Meister, so wäre man so leicht nicht wieder in die Balance gekommen.

Aber der Lyriker verstand sich auf das Manipulieren mit musikalischen Stimmungswerten. Zuerst schaukelte er die erregten Nerven in einen wohltuenden Halbschlaf,

indem er Gounods Dodelinette eiapopeien liess; dann liess er Rameaus Stunden und Zephire ihre zwischen bunten Lampions klingelnde Gavotte tanzen; hierauf musste Carmen ihre Habanera zum besten geben, bei der man an so viele angenehme Dinge zu denken genötigt wird, dass man für unangenehme durchaus keine Zeit mehr hat; und schliesslich durfte Schumanns Aufschwung wieder einmal beweisen, dass es keinen göttlicheren Ätherbesen gibt als ihn, alle Nebel der Seele in die Flucht zu fegen.

„Gott Lob und Dank!" sagte der Kattowitzer, „dass Ihr nicht bloss einen Papagei, sondern auch eine Phonola habt!"

Worauf Franzl, der sonderbar still geworden war, die nicht ganz klare Äusserung tat: „Es sollten in jedem bessern Hause sowohl den dunklen wie den hellen Göttern Opferschalen stehen. Der Mensch ist nicht zum Vergnügen allein auf der Welt. Das Karma hat ein Changeantmuster. Auch der Teufel hat ein Recht auf Liebe. Wer seine Bosheiten unterdrücken kann, beweist ein bedenkliches Talent zum Theologen. Aber nur der heilige Augustin war so ehrlich, sich zu kastrieren."

Und nur der Kattowitzer war imstande, diesen Sprüngen aus einer Dunkelheit in die andere zu folgen und die Basis zu gewahren, auf der die verschiedenen Sprungbretter standen. Er sah mit Vergnügen, wie seine eigene Denktechnik hier nicht ohne Begabung angewandt wurde, und so sagte er: „Nicht übel! Ich weiss zwar nicht, worauf Du hinaus willst, aber ich kann nur wiederholen: nicht übel! Du hast entschieden eine Ahnung vom Geheimnisse der Suggestion durch unkontrollierbare Tiefenandeutung. Ich glaube, dass Du nicht mehr weit von der Wahrheit entfernt bist, der sich das Denken als Drehkrankheit offenbart hat. Das Geheimnis des Wirbels: des Wirbels als Weltsymbol scheint Dir aufgegangen. Nur keine klaren Übergänge! Nur keine Konturen! Ich möchte es in den kategorischen Imperativ fassen: Denke mit Gas!"

„Ich hoffe: Du verstehst mich nicht!" fügte er nach einer Weile hinzu.

„Nein," sagte Franzl dumpf.

— „Aber Du . . . ahnst! Du . . . fühlst Dich . . . im Unbewussten . . . nebelhaft gehoben! Du . . . schwebst!"

— Merkwürdig! dachte sich Josef Beppino: so ähnlich habe ich mal geträumt.

Und er lief, ohne ein Wort zu sagen, unter bauschigen Serpentinbewegungen des Schlafrockes davon.

„Was hat er denn?" fragte der Meister des Wirbelwindes in Worten.

„Was wird er haben?" antwortete Olympia: „ein Gedicht. Nur, wenn er ein Gedicht hat, rennt er so."

„Ach, du lieber Gott," seufzte Zerlineken, die kein Organ für Lyrik besass.

Aber da war der Dichter auch schon wieder da. Und richtig: er hatte beide Schlafrocktaschen voll von beschriebenen Papieren.

„Du möchtest ...?" fragte der Kattowitzer und entblösste mit seinen schönen Augen gleichsam, was in Josef Beppinos Taschen halb verhüllt sich schämte.

„Ja," antwortete der Lyriker, „ich möchte."

„Ach nein!" sagte Franzl. „Tu's lieber nicht! Gedichte und Frauen muss man allein lesen. Wirklich, ich schäme mich für Dich, wenn Du hier öffentlich Deine Gefühle auszieht."

„Aber es sind ja keine Gefühle!" fistelte

wütend der Dichter. „Hältst Du mich für ein Kamel? Glaubst Du, dass ich mit alten Kleidern handle? Gefühle! Ich bin doch schon konfirmiert! Gefühle!“

Er hob beide Arme verzweiflungsvoll empor, so dass die Schlafrockärmel zurückrutschten und es an den Tag brachten, dass dieses lyrische Ungetüm sein Nachthemd noch nicht abgetan hatte.

Dies bemerkend, liess er die Arme sogleich sinken, aber nur, um mit dem rechten in die linke und mit der linken in die rechte Schlafrocktasche zu fahren. Gott allein weiss, warum er es für nötig hielt, seine Manuskripte überkreuz zu produzieren.

Wir lassen es dahin gestellt, ob es aus Originalitätssucht oder infolge erblicher Belastung oder aus lyrischem Aberglauben geschah: kurz, er entleerte auf diese etwas auffällige Manier seine Versmagazine und warf einen ganzen Haufen engbekritzelten Papiers auf den Tisch und fing an, mit der desperaten Miene eines Menschen darin herumzusuchen, von dem die Behörde zur Erlangung eines Heiratskonsenses den Impfschein aus seinem sechsten Lebensjahre verlangt hat.

Aber auch dabei murmelte er noch immer zuweilen mit dem Tone eines tödlich Beleidigten: Gefühle! Gefühle!

Endlich hatte er den gesuchten Zettel und hob ihn hoch.

„Ist es sehr lang?" fragte Zerlineken.

„Schüchtere ihn doch nicht ein!" verwies ihr der Gatte diese echt weibliche Roheit.

Aber auch das beleidigte den Dichter wieder, der in einer Aufregung war, als handelte es sich darum, vor einem Areopag von Gymnasialrektoren nachzuweisen, dass er die Flexion der Verba auf mi und nymi beherrschte. „Einschüchtern!?" rief er: „mich? Ich lese, und wenn die Erde bebt. Wer es nicht hören will, soll sich entfernen. Schlimmstenfalls les ich's dem Papageien vor."

„Aber warum denn nur?" fragte Olympia. „Du bist doch sonst nicht so?"

„Ich will es Dir sagen," antwortete Josef Beppino. „Ich habe bisher im allgemeinen nur Gedichte geschrieben, bei denen ich mir etwas dachte, und die ich hinterher verstand. Oder Gedichte mit Gefühlen. Nun ja: ich bin unverheiratet und vom Schicksal verflucht, ewig bloss Schwager zu bleiben, denn Du würdest es mir nie

gestatten, dass ich eine andere Göttin habe neben Dir. Also gut: Gedanken, Gefühle. Und nun sagt der Kritiker: Nein! Wirbel! Weltsymbol! Ahnungen! Schweben! — Hol mich der Teufel: Das kann ich auch! Oder nein: Einmal hat's mich gewirbelt, gedreht, genudelt. Was weiss ich! Und nun möchte ich sehen, ob das vielleicht Weltsymbol war."

„Also los endlich!" gebot der König und richtete sich in seinem Stuhle auf.

„Aber: bitte, keine Kritik!" trotzte der Dichter.

„Dann kann ich also gehen!" erklärte der Kritiker.

„Wie Du willst!" knurrte der Dichter.

Der Kattowitzer steckte sich sein Taschentuch als Knebel in den Mund.

„Und nun las, nein: säuselte, nein: sang, nein: flötete Josef Beppino sein Gedicht:

Langgezogene Lichtfanfaren
Fuhren durch den Himmel: waren
Wie Kometen mit Fasanen-
Schweifen: zogen Bogenbahnen:
Phosphorfarben.

Sterne stoben durch das Dunkel:
Nahgeriesel, Ferngefunkel;
Langsam fielen zwischen fahlen
Dünsteschläuchen glutopalen
Glimmergarben.

Ringe reihten sich an Ringe;
Schwebend schwankte eine Schwinge
Voller Sonnen, dass sie golden
Ihrem runden Rand entrollten
Und versanken.

Doch es sog zum schwarzen Schlunde
Alles Licht mit müdem Munde
Ein die blinde Nacht. Und leckte
Ihren Löwenleib und streckte
Ihre Pranken.

Ein schauderhaftes Schweigen schob sich gleichsam sichtbar wie ein grauer Balken durch das Zimmer. Wer genauer mit den optischen Ohren hingesehen hätte, würde bemerkt haben, dass auf diesem Balken niemand anders ritt, als die von Wilhelm dem Zweiten gezeichnete Germania der deutschen Reichspostbriefmarke: eine Dame also, der man es sofort ansehen kann (wenn man es nicht schon weiss), dass sie der Kunst des Verses nur ein seelenvolles

Schweigen entgegenzubringen hat: es sei denn, dass es sich um Verse jener Gesinnungstüchtigkeit handelt, die zu einem dreifachen Hurrah herausfordert.

Josef Beppino verwünschte sein Kritikverbot mit grosser innerer Heftigkeit. Wie wohltuend wäre es ihm gewesen, wenn jetzt irgend einer der Anwesenden die Gnade gehabt hätte, ihn ein Kamel zu heissen.

Aber diese vier Sadisten schienen die ganze Wollust dieses grausamen Schweigens auskosten zu wollen, wie der Kognakkenner lange nach dem Trunke noch den Duft der drei Sterne in die Nüstern saugt.

— War es vielleicht doch Hingenommenheit? Wirbelte vielleicht das Weltsymbol in diesen schweigenden Seelen?

Josef Beppino hätte es gerne geglaubt, aber ein Blick auf die vier belehrte ihn, dass er keine Hingerissenen vor sich hatte. Der Kattowitzer hing sein feucht gewordenes Taschentuch mit übertriebener Sorgfalt am Kerzendorn eines Bronzeleuchters zum Trocknen auf; Olympia trommelte mit den Fingern ihrer rechten Hand an einer unsichtbaren Fensterscheibe; Zerlineken flocht einen Zopf aus der Schnurquaste ihrer Matinee;

und Franzl putzte sich ganz einfach den Zwicker.

Endlich fühlte Olympia ein schönes Erbarmen. Sie lehnte sich mit ihrer Rückenpartie gegen die Phonola und nötigte dadurch das folgsame Instrument, sich auf seinen Nickelrollen lautlos vom Pianino zu entfernen. Ebenso lautlos liess sich die notenfreie Tondichterin vor den nun entblössten schwarzen und weissen Zähnen des enthalfterten Musiknagetieres nieder, gab das leise Stöhnerchen von sich, das allen Künstlern, die sich produzieren wollen, so wohl ansteht, und brachte mit einem über alle Begriffe merkwürdigen Fingersatze ihr kulinarisches Tongemälde „Arrosto misto con patate fritte" zu Gehör.

In diesem bis zur Verleugnung sämtlicher Gesetze des Kontrapunktes und anderer musikalischer Anstandslehren verwegenen Erzeugnisse einer auf autodidaktischem Genie beruhenden Programmusik vermochte der aufmerksam gemachte Kenner mit absoluter Sicherheit die Charakteristik der in Salbei gewickelten Schweinsleber, der mit Lorbeerblättern umwundenen Kalbsniere, der zwischen Tymian gebetteten ucelli, des sanft mit

Knoblauch gespickten Schweinsrückens zu erkennen, und auch der Sehnsuchtsdunst der knusperigen Kartoffeln, die sich mit der ganzen Hingabe fettarmer Leguminosen dem vom Spiesse triefenden Öl- und Schmeer-Regen darboten, war musikalisch so absolut eindeutig illustriert, dass das gebildete Ohr sie nicht nur hörte, sondern mit der ganzen Kunst einer alle Sinne überbrückenden Sensibilität sah, roch, schmeckte.

Aber was hilft al!es Genie, was hilft alle Macht künstlerischer Offenbarung, wenn die Aufnahmeapparate nicht funktionieren? Mochten der Mann und der Schwager auch noch so oft in Entzückung stöhnen: „Leber!" .. „Niere!" .. „Tymian!" .. und so fort —: als das Tongemälde verklungen war, sagte Zerlineken doch: „Gott, wie niedlich! War das eine Polonaise?" und der Kattowitzer, der doch seinerseits imstande war, Farben zu hören und Linien zu fühlen, entgleiste kläglich mit dem Diktum: „Sieh mal an! Welch eine abgrundtiefe Erotik das Limpimädchen in Tönen enthüllt!"

Das war der Moment der Rache für Josef Beppino.

„Was?" krähte er: „Polonaise? Erotik?

Und ihr bildet Euch ein, zu wirbeln? Ihr redet von Weltsymbolen? Ihr, die ihr nicht einmal musikalische Küchensymbole kapiert? Wisst Ihr, wo Ihr musikalisch noch sitzt?: Auf dem Barock-Fister dort."

Seine Wut und ihr Ausdruck stand nicht hinter der des Papageien zurück.

Aber von seinem Gedichte sagte er kein Wort.

Wer weiss, bis zu welchen Invektiven er sich noch hätte hinreissen lassen, wäre jetzt nicht die hübsche kleine Sylvia mit der Meldung erschienen, es sei ein Herr unten, der den Herrschaften seine Aufwartung zu machen wünschte.

Sylvia sehen und lächeln pflegte bei dem Lyriker immer eins zu sein. So auch diesmal.

„Was für ein Herr?" fragte er mit einem so süssen Tone, dass Inhalt und Glasur der Frage lächerlich kontrastierten.

„Eine serr alte Erre," antwortete (wohl wissend, dass es dem Lyriker Vergnügen machte, sie deutsch kauderwelschen zu hören), die kleine Schwarze; „eine ässliche alte Szicken-Erre."

„Eine Szicken-Erre?" rief der Kattowitzer (offenbar gleichfalls sehr für alles

interessiert, was Sylvia anging; denn er sah sie so scharf an, dass man hätte glauben können, er wolle sie analysieren): „was ist das für eine Erre: eine Szicken-Erre?“

Er hoffte natürlich, die Antwort von der Gondolieren-Tochter zu erhalten, hatte aber die Rechnung ohne den Lyriker gemacht, der Sylvia durchaus als Privatangelegenheit behandelte. Und so antwortete er statt ihrer: „Eine Szicken-Erre ist ein Ziegen-Herr, und ein Ziegen-Herr ist ein Ziegenbock.“

Dies kaum gesagt, wandte er sich sofort wieder an seine hübsche Privatsache und sagte: „Hat er keine Karte abgegeben?“

Sylvia lächelte: „Nix Karte! Szicken-Erre nix Karten-Erre.“

„Also ein alter Handwerksbursche!“ entschied Franzl.

„Oder ein alter Kunstmaler!“ meinte der Kritiker.

„Es kann auch ein schnorrender Poet sein,“ sagte Josef Beppino.

„Ein Schnorrer ist es bestimmt,“ erklärte Zerlineken.

„Also gib ihm halt zehn Kreuzer und einen Teller Suppe!“ wandte sich die Vene-

zianerin zur Venezianerin: „und auch einen Schoppen Wein!"

Da . . . was war das? War das nicht wieder Schmulius, der Papagei? Man hörte...

Aber das ist nun wirklich schwer in Worten wiederzugeben, was man hörte. War es ein Schluchzen? Krähend sich übertaumelndes Jubeln? Schmerzgewimmer? Todesächzen?

Es keuchte, schnarrte, schnatterte, pfiff, heulte draussen, als wäre eine ganze Menagerie in Futterstundenaufregung. Dazwischen ein sonores Murmeln: erst in den sonderbaren Lauten einer nie gehörten, stark gutturalen Sprache, dann lateinisch, griechisch, französisch, englisch, polnisch, russisch, deutsch, italienisch, spanisch, ungarisch. Und jedes Wort, wie ein Echo, wiederholt.

Es hatte etwas Beängstigendes. Man stand unter der Empfindung, dass da draussen eine ganze Anzahl von Menschen aller Rassen und Nationen sei und sich immerzu vergrösserte. Mehr noch: als ob das lauter — Verstorbene wären. Es kam etwas Unheimliches mit diesen Tönen herein, etwas Kaltes, Modriges, furchtbar Fremdes.

Dass sich gleichzeitig die Beleuchtung

änderte: dass das orangene Licht, das vom Lattemar ins Zimmer hereinreflektierte, plötzlich einem schieferigen Grau gewichen war, und dass dieser Gebirgszug plötzlich wie das Gespenst eines Berges aussah: gleichsam körperlos, nur Spiegelung —: in diesem Augenblicke fanden das auch die Bewohner von Marzaun höchst befremdlich, obwohl es sich um diese Jahreszeit nach Sonnenuntergang oft so begab, wenn die letzte Abendhelle mit einem Schlage von den Dolomiten wegglitt und das nackte Kalkgestein wie entblösst zurückliess. Franzl hatte das oft genug zu malen versucht, und es hatte ihn zu seinem „Totentanz der Berge" inspiriert, dessen starke Wirkung gerade in dem Kalk-Schiefergrau lag, das er seinen riesigen, übereinander herfallenden Berggerippen gegeben hatte.

Auch ihm kam es heute „zehntausendmal grauer" vor.

Der Kattowitzer flüsterte: „Es ist doch unglaublich: Hier passiert in vierundzwanzig Stunden mehr als in Paris während einer ganzen Saison. Gestern dieser unwahrscheinliche Mond; heute ein Berg, der erblasst, als ob er sich eben so fürchtete, wie wir.

Und dann: dass wir uns überhaupt fürchten. Wovor denn eigentlich? Schliesslich wieder bloss vor einem Papagei. Denn ich bin felsenfest überzeugt, diese ganze Versammlung von Börsenmännern sämtlicher Nationen da draussen besteht wieder bloss aus dieser Kanaille, die noch mal den Rappel gekriegt hat."

„Nein," hauchte Olympia; „Schmulius spricht mit Fremden."

„Also geh halt hinaus und schau nach, wer da ist!" sagte Franzl: auch darin König, dass er beim Befehlen unerschrockenen Heldenmut bewährte.

Olympia gab den Befehl an Sylvia weiter, indem sie bei sich dachte: Wozu hat man eigentlich Dienstboten?

Aber Sylvia, sonst der Gehorsam selber (ausgenommen die Angelegenheiten des Küchendepartements, wo nach göttlichem und menschlichem Recht nicht die Köchin, sondern die Herrin zu gehorchen hat), machte durchaus nicht Miene, sich den Gefahren einer Volksversammlung auszusetzen. Statt dessen warf sie dem Lyriker unter ihren Vorgesetzten ein Blickchen zu, das unter allen andern Umständen von sämtlichen An-

wesenden sowohl witzig als auch undelikat kommentiert worden wäre.

Josef Beppino nahm den Blick so auf, wie Sylvia den Befehl ihrer Herrin hätte aufnehmen sollen. Er erhob augenblicklich seinen linken Fuss, sich zur Türe zu begeben. Liess ihn aber auch augenblicklich wieder in seine vorherige Stellung zurückfallen.

Denn eben jetzt erhob sich ein so ungeheures klägliches Gewimmer, dass auch ein Dramatiker sich besonnen haben würde, an einer Szene teilzunehmen, deren Tragik sich so fürchterlich äusserte, — geschweige denn ein Lyriker.

Dafür hatte er einen Einfall.

„Das Auge Gottes!“ rief er aus, „wozu haben wir das Auge Gottes?!“

„Aber versteht sich!“ pflichtete der Kattowitzer bei, „das Auge Gottes. Ich finde es unverantwortlich, dass Du erst jetzt daran denkst. Ausserdem bin ich gespannt, was das für ein Einrichtungsgegenstand ist. Hoffentlich nichts, das spritzt, wenn man sich draufsetzt.“

„Das nicht,“ beruhigte ihn der Lyriker, „aber barock ist es doch.“

„Macht nichts," meinte der Kritiker „wenns nur hilft."

„Das tuts," sagte Josef Beppino und schritt den übrigen ins Nebenzimmer voran.

*

Dieses Zimmer war einmal die Schlosskapelle gewesen, und so hatte es Franzl für sinnreich gehalten (da er ein starker Geist war), jetzt seine Bibliothek darin unterzubringen.

Diis majoribus et
minoribus
erexit
Franciscus de Navagero

stand darum über der Eingangstür draussen im Saal, und innen waren die Wände, soweit sie nicht von dem grossen prachtvollen Bücherregale aus schwarz gebeizter Steineiche bedeckt waren, mit Fresken geziert, auf denen man sämtliche Autoren, denen der Graf seine königliche Sympathie zuwandte, in ungezwungener Geselligkeit beiander sah. Da sass (um nur einiges zu erwähnen) der alte gute Schlemmer Anakreon auf einer Art Kanapee, das aus vollen Weinschläuchen zusammengestellt war, und

hatte seinen hübschen jungen Freund Bathyllos auf dem einen Knie, während auf dem anderen ein ebenso hübsches und junges Mädchen sass, das zu sagen schien: Wie kann man als alter Herr nur so wenig haushälterisch mit seinen Kräften umgehn! — Lauriger Horatius verirrte sich im Sabiner Walde und jagte den bekannten Wolf in die Flucht, indem er ihm ein Schild entgegenhielt, auf dem zu lesen stand: „Lalagen amabo, lupus mihi farcimentum." — In demselben Walde ging Goethe so für sich hin, aber nicht allein, sondern mit Christine, die den berühmten Karlsbader Korb trug, aus dem eine Bordeauxflasche hervorsah. — In dem offenen Borkenhäuschen, dem er zuschritt, sass Yorik-Sterne mit seiner Eliza und schien ihr zu sagen: „Wie schade, dass Sie sobald zu Ihrem langweiligen Manne nach Indien müssen." — Neben dem Häuschen aber wälzte sich für Freude der alte Mathias Claudius, mit einem Schlafrock, Modell Beppino, angetan, im Grase zwischen seiner zahlreichen Nachkommenschaft, die der Länge und Breite über ihn hersprang. — Casanova schien diesen allgemeinen Rendez-vous-Platz eben

verlassen zu haben. Er sass in einer Reisekutsche und auf ihm die Frau Bürgermeisterin von Augsburg. — Heinrich Heine amüsierte sich am Strande der Insel Bimini damit, eine Anzahl (mit grosser Porträttreue ausgeführter) Schweine mit Gedichtmanuskripten zu füttern, die ihm die Königin Pomare zureichte. Das schöne Mädchen sass in einem aus rotorangenen Weidenruten geflochtenen Strandkorbe, der die Aufschrift trug: „Angeschafft aus dem Ergebnisse der Sammlungen für ein Heinedenkmal! Nationaleigentum." — Meister Rabelais führte seinen jungen Freund Balzac in die Abtei Thelem ein, wo aus allen Fenstern allerhand schöne und interessante Damen heraussahen: lauter Balzac-Damen. Hinter den Souterrainfenstern aber sah man die verkniffenenen Fratzen von allerlei Moraldickhäutern. Auch ein paar deutsche Reichstagsabgeordnete und Literaturhistoriker waren darunter. — Auf einer Lotosblüthe, buddhamajestätisch heiter, sass Li-tai-po und trank aus einer lilienblattdünen Porzellantasse Tee. Im Wasser neben ihm schwamm ein Streifen Chinapapier, auf dem die rätselhaften Worte standen: „O Du Lotosstengel der Mark

Brandenburg: warum wühlst Du in meinen Eingeweiden? Wenn Du es aber durchaus nicht unterlassen kannst: warum, o Du sehr Tiefer, gehst Du in der Grausamkeit so weit, mir Fragmente Deiner eigenen Gedärme einzusetzen?" — Unweit des Teiches mit der Lotosblüte stand ein Pavillon im Geschmacke der Zeit des Wiener Kongresses. Ein wunderbares Rosenparkett umgab ihn. Darin aber lag auf einer Ottomane Fanny Elssler und liess es sich lächelnd gefallen, dass Friedrich von Gentz ihr den linken Fuss andächtig verliebt streichelte. Frank Wedekind aber kniete ihr zu Häupten und küsste das Sammetband an ihrem Halse. Da man unmöglich ohne weiteres verstehen konnte, warum Wedekind mit Gentz und seiner Angebeteten zusammengebracht worden war, hatte der Maler einen Brief des Diplomaten an den Dichter fallen lassen, auf dem zu lesen stand: „Mein wertester Herr Wedekind! Eben las ich Minehaha und erkannte mit Entzücken, dass es wieder einen Deutschen gibt, der Prosa schreiben kann, eine Prosa, die Welt hat: Charme, Geist, Haltung, Kultur. Ich erkenne aus ihr einen Mann, der sich glücklich schätzen wird, Fannys

Fuss zu sehen . . ." In einer südlichen Landschaft ging Friedrich Nietzsche, gebeugt, eine Stahlfederkrone auf dem Kopfe, den Rücken mit einer Riesentracht von Büchern beladen, einen steinigen Weg zwischen Mauern hinan, die die Inschrift zeigten: Via gloriosa. Über die Mauern weg stierten eine Menge Menschen, die allesamt Bücher, Broschüren, Zeitungsartikel, Prozessberichte schwangen und alle diese Druckschriften ihm auf den Rücken packen wollten. Sein Adler, ihm folgend, liess etwas auf diese Zaungäste fallen. — In einer Wiener Gartenlaube (Stil Koloman Moser plus Franzl Navagero) sassen Arthur Schnitzler und Hermann Bahr auf ihren Lorbeeren und spielten miteinander Schach. Die Figuren des Spiels hatten die Züge verschiedener Jungwiener Autoren. Felix Salten machte den Kiebitz. — Arno Holz sass als Schäfer Daphnis mit seiner Flördelise, die absolut gar nichts anhatte, im Garten einer Berliner Laubenkolonie und trank Mampe mit Bittern. Eine Vogelscheuche über einem Erbsenbeet hatte die Züge Johannes Schlafs. Hinter dem Gartenzaun ritt auf einem gewaltigen, über nnd über mit einem unerhört bunten

Teppich bedeckten Elefanten gleich einem Sultan Shakespeare vorüber. Karl Bleibtreu sass auf dem Kopfe des riesigen Tieres und schwang den Stachel. — Am Lido von Venedig (noch ohne Hotels: nur Muschelsand, Hütten, Steindamm und Meer) ritt Lord Byron in wildester Carrière, dass die Schlipsenden flogen, gefolgt von seiner Meute und Gabriele d'Annunzio, der aber nicht recht nachzukommen schien. Am Strande wandelten nackt, aber sich zankend, die George Sand und Alfred de Musset. — Dostojewski, riesenhaft wie ein Prophet Michel Angelos, sass auf einem byzantinischenBischofsthrone und segnete eine Vorstadtmagdalene. — Auch Murger sah man, Gogol, die Droste-Hülsthoff, Peter Hille, Gerhard Ouhkama-Knoop, Peter Altenberg, Hermann Conradi, Flaubert, Daudet, Johannes Scher, Anna Croissant-Rust, Wieland, François Villon, Oswald von Wolkenstein, Hans Sachs, Petronius, Angelus Silesius, M. G. Conrad, Johann Christian Günther, Diderot, Voltaire, den Abbé Galiani, Cervantes, Johannes Secundus, Lucian, Aristophanes, Verlaine, Molière, Sophocles, die jüdischen Propheten und Psalmkönige, Abra-

ham a Santa Clara, Börne, Lenau, Heinse, Shaw, Huysmans, Knut Hamsun, Holger Drachmann, Georg Brandes, Wilhelm Speidel, Gottfried Keller. Theodor Storm, Richard Schaukal, Liliencron, Hartleben, Wilhelm Busch, J. P. Jakobsen, Thackeray, Robert Burns, Dickens, Wilhelm Raabe, Johannes Trojan, Petöfy, Scarron, Brentano, Kleist, Novalis, Hölderlin, Görres, Seume, Mörike, Lenz, Kortum, Béranger, Bürger, Lichtenberg, Firdusi, Boccaccio, Luther, Ariost, Wolzogen, Claude Tillier, Aretino, Harden, Hermann Grimm, Victor Hehn, Lamprecht, Tacitus, Julian Schmidt, Karl Henckell, Maeterlinck, Anatole France, Graf Platen. — Da es dem Maler nicht möglich gewesen war, allen diesen seinen Heiligen anekdotische Darstellungen zu widmen, so hatte er sich meistens begnügen müssen, ihre Porträts (zum Teil aus der Tiefe des Gemütes emporgehoben) in Medaillons unterzubringen, denen er die Form von grösseren oder kleineren Sonnen im alten Kalenderstile gegeben und ihren Platz an der gewölbten Decke angewiesen hatte, wo sie, oft paradox benachbart, sich von einem tief dunkelblauen Grunde scharf und buntabhoben.

Der Kunstkritiker, wie neugierig er auch war, das Auge Gottes kennen zu lernen, konnte doch dem Drange nicht widerstehen, vor Allem diesen Schwall von Fresken zu prüfen, und dieser Umstand allein hat es der epischen Ökonomie dieser Erzählung gestattet, gleichfalls von ihnen Notiz zu nehmen. Das Urteil des Kattowitzers über ihre malerischen Qualitäten müssen wir indessen beiseite lassen, zumal da nun auch der Kritiker sich zu den übrigen begab, die an der Türe zusammengedrängt standen und vergeblich versuchten, sich alle auf einmal des Guckloches zu bedienen, das mit Recht als das Auge Gottes bezeichnet wurde, weil es in der Tat von dem Auge Gottes cachiert war, das sich ursprünglich in der Mitte des Kapellen-Gewölbes befunden hatte.

Es war sehr barock. Die Wolken, die es umgaben, sahen wie ein Kranz von vergoldeten Nieren aus; der Augapfel war himmelblau, aber, gleichsam als sei er entzündet, rot umrändert; die Pupille aber war nicht mehr da, weil Franzl sie weggestanzt hatte, um eine Öffnung für das Guckloch zu gewinnen.

In dieser Form nahm es die Mitte der

Türe ein, die zum Saale führte, auf den es einen guten Ausblick gewährte.

Die Hinausstarrenden (eins immer das andere sanft wegschiebend) sagten kein Wort und wiegten nur bedenklich die Köpfe, indessen draussen der Lärm sanft abschwoll und ein Wispern wurde.

Als der Kattowitzer endlich vor die entfernte Pupille gelangte, musste auch er das witzige Haupt hin und wider neigen.

Er sah im Dämmerlichte des nun schnell hereinbrechenden Abends einen alten Mann, der, ganz zusammengesunken, in einem der grossen ledernen Klubfauteuils sass und sich mit dem Papageien auf seinem Schosse nicht anders unterhielt, als sei das ein Mensch. In diesem Augenblicke flüsterten sie: unmöglich, zu unterscheiden, in welcher Sprache. Der Alte hielt den einen Fuss des Vogels in der rechten Hand und tätschelte ihn mit der linken; er hatte das eine Ohr tief zu Schmulius herabgebeugt und nickte fortgesetzt mit dem Kopfe. Es schien, als ob der Papagei jetzt die Hauptkosten der Unterhaltung bestritt. Der Alte gab nur wenige, offenbar zustimmende Worte dazwischen.

Die Gesellschaft zog sich auf ein grosses

braunes Ledersofa zurück, das in das Bücherregal eingebaut war. Dort, in einer Reihe nebeneinander sitzend wie Leute im Parkett eines Theaters, nahmen sich die fünf in der Tat publikumhaft aus: erstaunt wartend, begierig auf das, was kommt, — gleichsam aus aller Realität gehoben durch ein Schauspiel, das alles Werktägige vergessen liess.

„Sonderbar!" sagte Franzl. „Mir ist, als wär ich hier bloss eingeladen. Ich habe gar nicht mehr die Empfindung, zu Hause zu sein."

„Mir ist noch viel kurioser zumute", bemerkte der Dichter; „ich könnte es vielleicht in Versen ungefähr andeuten, aber Ihr habt ja keinen Sinn für Lyrik. In Prosa klingt es aber bloss überspannt: Mir kommt es vor, als gäbe es keine Zeit mehr, keinen Zusammenhang mit dem Heute, mit . . . . Aber seht doch! Die Uhr! Die Uhr!"

„Was denn?" grunzte der König erschrocken.

„Siehst Du denn nicht, dass die Zeiger fehlen?" flüsterte Josef Beppino.

„Weiss Gott!" murmelte Franzl und sah hilfeflehend die Gattin an, hoffend, sie werde vielleicht erklären, dass sie ihr bei der un-

gewohnten Beschäftigung des Staubwischens abgebrochen seien.

Aber Olympia musste der Wahrheit die Ehre geben und bekennen, dass sie selber heute früh zu Ehren der Gäste die Uhr gestellt und aufgezogen habe.

—: „Und die Zeiger waren da?“

—: „Aber freilich. Alle zweie.“

„Wo mögen sie hin sein!“ grübelte beklommen der König.

„Eccolo qui!“ rief Sylvia und zeigte auf ein Buch, in dem der eine Zeiger wie ein Lesezeichen steckte.

Der König erhob sich sogleich, nachzusehen.

Es war ein Band Shakespeare, aus dem der Zeiger hervorschaute, und zwar klemmte er im Kaufmann von Venedig, erster Akt, dritte Szene. Wie mit dem Fingernagel war die Stelle angeritzt:

„Denn Dulden ist das Erbteil
unseres Stammes.“

Franzl rezitierte den Vers in einem Tone, als läse er sein Todesurteil.

„Sollte am Ende ein Jude unter uns sein?“ fragte der Lyriker.

„Ich würde so geschmacklose Scherze in

diesem Augenblicke unterlassen!" verwies ihn, Gott weiss warum beleidigt, der Kattowitzer. „Der Augenblick ist verflucht ernst. Hier gehen Dinge vor, angesichts deren ich nicht weiss, ob ich mit meinem Verstande davon kommen werde."

„Wir werden überhaupt mit nichts davonkommen", weimerte Zerlineken. „Oh dieses verfluchte alte Spukloch! Wäre ich doch nie nach Tirol gereist!"

„Da!" rief Olympia, „dort oben steckt der andere."

Franzl stieg hurtig die Bücherleiter hinan und ergriff seine vielgeliebte Originalausgabe des Cherubinischen Wandermannes vom Jahre 1675, Band 3. Dort hatte sich der kleine, spitzere Zeiger direkt in die Nummer 228 eingebohrt.

Franz las im allerhohlsten Tone:

„Zwei Augen hat die Seel': eins schauet in [die Zeit,
Das andre richtet sich hin in die Ewigkeit."

„Angelus Silesius!" fügte er, noch dumpfer, hinzu.

„Mein Landsmann!" erklärte der Kattowitzer stolz.

In diesem Augenblicke fiel ein Lichtstreif durch das Auge Gottes und gerade auf das Medaillon des lyrischen Mystikers.

Man rückte sehr eng aneinander auf dem Sofa.

Aber da kam Nandl ganz munter mit dem Leuchter ins Zimmer und erklärte, dass sie keine Verantwortung übernähme, wenn in der Küche alles anbrenne, weil die Sylvia sich nicht sehen liesse.

„Dio mio!" schrie die gewissenhafte Köchin und stürzte hinaus.

Nandl setzte den Leuchter auf den Tisch.

Daran war nun ganz gewiss nichts unheimliches. Trotzdem riss der König die Augen so entsetzlich weit auf, dass man hätte meinen können, er sähe seine sämtlichen Gläubiger alle auf einmal vor sich.

„Wo . . . wo hast Du diesen Leuchter her!" keuchte er Nandl an.

„Aus der Kuchl", sagte die einfach. „Er stand am Tisch."

Franzl stöhnte: „Der Schabbesleuchter! Und ich habe ihn selber heute Mittag weggeschlossen, weil er mir auf dem romanischen Nachtkastl net passte."

„Wenn das so weiter geht, werden wir

heute Abend koscher essen", meinte der Kattowitzer, der wahrhaftig keinen Grund hatte, anderen Leuten Scherze zu verbieten.

Da ging die Türe auf, und eine ganz merkwürdige Stimme, eine Stimme wie aus einer Kehle von altem, wurmstichigem Holze, erklang, indem gleichzeitig ein Geruch von Kampfer, Weihrauch und Knoblauch sich verbreitete: „Doch nicht meinetwegen? Oh, ich bitte recht sehr: ja nicht meinetwegen! Ich möchte in keiner Weise der Anlass dazu sein, dass sich die Herrschaften irgendwie in ihren Gewohnheiten stören lassen."

Alle erhoben sich ehrfurchtsvoll, ja erschauernd, wie wenn eine Majestät das Zimmer betreten hätte. Und niemand wagte zu reden.

„Aber so behalten Sie doch Platz!" sagte der Alte. „Sonst müsste auch ich stehen bleiben. Und ich bin müde. So . . müde! Ach! Niemand weiss, was müde sein heisst. Nur ich."

Er sank auf einen Stuhl. Das Kerzenlicht lag wie gelbe Lasur auf seinem grünlichgrauen Gesicht, in dem mehr Furchen waren, als der alte Denner jemals gemalt hat. Er

hatte unglaublich dichtes, lockiges, graues Haar: einen Wulst von Haaren, aber dieser Wulst sass gleichsam verschoben sehr weit hinten auf dem Kopf, so dass die ohnehin hohe Stirn noch gewaltiger erschien. Seine Augenbrauen, hätte man annehmen mögen, waren gefärbt, denn sie bestanden aus tiefschwarzen, sehr starken Haaren, während der Bart, ungepflegt, wie ineinander verfilzt, gelblichgrau aussah. Seine Nase war sehr schön, obgleich etwas lang und vorn überhängend, wie es das Alter mit sich bringt. Vielleicht war sie es, die dem Gesichte das Trotzig-verächtliche gab. Doch lag das auch in den Augen, obwohl deren erster Eindruck müde, ironische Melancholie war. Überhaupt wechselte der Ausdruck oft. Aber eines blieb ihm immer gleichsam als Hintergrund: etwas Unheimliches, Unnahbares, ja Grauenhaft-gespenstisches: Wahnsinn mit Klarheit, lebendiges Totsein, feindselige Freundschaft: Spiegel und Fratze.

Der Papagei sass auf seiner linken Schulter. Er sah aus wie immer. Aber unheimlich im höchsten Grade war es, dass die beiden, die keinen Zug miteinander gemeinsam hatten, sich ähnlich sahen, sobald sie einander, wie

jetzt, nahe waren. Entfernten sie sich voneinander, so war es, als ob die Ähnlichkeit abnähme.

Die Hände des Mannes waren wie aus ganz altem, grau vergilbtem Pergamente, schlaffhäutig, aber glänzend, und mit feinen, langen, weissen Haaren überflaumt, die an den Spitzen dunkler waren. Was er eigentlich anhatte, liess sich nicht definieren. Es war kein Mantel und kein Rock, nicht antik und nicht modern. Es war — unwesentlich. Man sah es und sah es nicht. Es hatte auch keine Farbe. Man hätte wohl am ehesten sagen mögen, dass es grün-graugelblich war wie Baumflechte. Aber der grosse Farbenanalytiker hat später erklärt, dass er es auf Momente als violett, dann wieder als chamoix gesehen und einmal als das gewisse rot-blond definiert habe, das bei Foxterriern häufig ist. (Nun: er hat später viel gesagt. Wer will es kontrollieren?)

Die Fünf sassen immer noch auf dem Sofa nebeneinander wie Parkettpublikum und sahen den sonderbaren Mann erwartungsvoll an.

— Merkwürdig! dachte sich der Kattowitzer: was doch auf einem Tiroler Schlosse alles möglich ist. Irgend ein Mensch kommt,

nimmt einen Papagei auf den Schoss und spricht mit ihm polyglott; Uhrzeiger verlassen ihren gewohnten Beruf und vertiefen sich in allerhand Lektüre; Schabbesleuchter stellen sich auf Küchentische; der Fremdling tut, als wenn er zu Hause wäre; und wir, statt ihn wenigstens zu fragen: Was wünschen Sie? sitzen ganz einfach da wie Leute, die ein Freibillet fürs Theater gekriegt haben, und wundern uns im Grunde über alles das nicht mehr, als wie wir uns im Theater wundern, wenn die Herrschaften auf der Bühne sich in Versen unterhalten. In Paris wäre ich schon lange verrückt geworden, während ich hier nicht übel Lust habe, dem alten Herrn eine Zigarette anzubieten.

„Tun Sie's nicht," sagte der Alte; „ich habe mir im Laufe der Zeit zwar alles mögliche angewöhnt, aber das Rauchen ist mir immer unsympathisch geblieben. Es ist ohnehin genug blauer Dunst in der Welt. Auch erinnert es mich an Opferqualm, Scheiterhaufen und andere religiöse Angelegenheiten, die nun einmal nicht nach meinem Geschmacke sind."

Es lässt sich nicht genau angeben, wer er-

staunter war: der Kattowitzer, weil er seine Gedanken erraten sah, oder die übrigen, weil sie durchaus nicht erraten konnten, worauf sich diese Worte bezogen.

„Sie sind ein Freigeist?“ fragte der König, weil er auf diesem Wege zu erfahren hoffte, was der sonderbare Gast sonst noch wäre.

„Ein Freigeist?“ antwortete der Alte, „wenn ich mir das Lachen nicht seit beinahe 2000 Jahren abgewöhnt hätte, würde ich jetzt ein Gelächter erheben, vor dem alle Ihre Bücher da sofort zu dem werden müssten, was ohnehin ihr Schicksal ist: zu pulverisiertem Dreck.“

Schmulius wollte seine berühmte Lachserie produzieren und begann mit dem Beppino-Gemecker. Aber der Alte hielt ihm den Schnabel zu und sagte: „Schäm Dich, alter Freund! Hast Du die gute Erziehung ganz vergessen, die ich Dir gegeben habe? Pfui! Wie kannst Du Dich so erniedrigen, zu lachen! Lass das den Zweibeinigen ohne Federn!“

Schmulius versenkte seinen Schnabel in des Alten Haarwulst und flüsterte kläglich: „culpa, culpa, maxima culpa. Pater, paccavi!“

„Schon gut!“ sagte der Alte und fuhr,

sich zu Franzl wendend, fort: „Ach nein, mein Herr, ich bin kein Freigeist. Dazu bin ich zu ungläubig. Ich bin — wie heisst es doch gleich? Richtig: — ‚der alte Unglaube, der stets irreführt'."

Ein schwirrendes Geräusch wurde hörbar. Alle blickten auf und sahen gerade noch, wie der kleine Uhrzeiger sich in einen Band Lenau spiesste.

„Wenigstens hat mich so auf seine etwas direkte und darum nicht hinlänglich differenzierte Manier Ihr verstorbener Kollege Lenau charakterisiert," wandte sich der Alte an Josef Beppino. „Du lieber Gott: Ihr Dichter ahnt ja mancherlei, doch ahnt Ihr meist nur um die Sachen herum. Ich habe mir damals den Scherz nicht versagen können, den guten Herrn Nimbsch von Strehlenau aufzusuchen, unter dem Vorwand, dass ich alte Kleider bei ihm erhandeln wollte. Und habe zu ihm gesagt: ‚Wissen Euer Gnaden vielleicht einen alten G l a u b e n, der n i c h t irreführt? Es interessiert mich, weil ich mit alten, von Kavalieren abgelegten Sachen handle.' ‚Jud!' hat er geantwortet, ‚Du solltest ein Kritikus werden.' ‚Bin's schon,' habe ich gesagt, ‚und habe andere Gedichte

kritisiert als gedruckte: geblutete! Waren auch nicht viel mehr wert als die in Goldschnitt, haben aber mehr Effekt gemacht. Nun ja: halt Blut! Aber beweisen tut Blut so wenig wie Tinte, Euer Gnaden. Wer kalt ist: kalt, Euer Gnaden, und das heisst: verdammt, die Wahrheit zu wollen, ohne an ihre Existenz zu glauben, der bleibt in alle Ewigkeit kalt, und wenn ihn das Blut aller Heiligen, Helden und Dichter badete. Ich bin die Kälte, die nicht leben und nicht sterben kann, — halten zu Gnaden. Hier ist der Gulden für die Nankinghosen.' Da hat der liebe Herr in seinen dunkelbraunen Augen ein Fünkchen Gold aufglimmen lassen, dass ich mich später nicht gewundert habe, wie ich hörte, er sei verrückt gestorben."

Dieser literarhistorische Exkurs war in seiner persönlichen Einkleidung gewiss dazu angetan, etwas ungemütlich zu wirken, aber Berlin N. unter den Anwesenden fand ihn nur langweilig.

Zerlineken gähnte. Sie hatte sich an das Erstaunliche, da es scheinbar nicht lebensgefährlich war, bereits gewöhnt und dachte sich einfach: Oller Quatschkopp.

„Sehr richtig, Madame!" wandte sich der Alte an sie, „ich rede unverantwortlich viel und zweifellos nicht so amüsant, wie es eine Dame aus den geistreichsten Kreisen der Gegenwart gewöhnt ist . . ."

Er wollte noch etwas sagen, aber Zerlineken wusste, was sich gehört, und sie fiel ihm ins Wort: „Mais non, Monsieur, mais non! Certainement, vous êtes un homme d'esprit!"

Da entblödete sich der impertinente Papagei nicht, zu plärren:

So'n bisken Französisch,
Das ist doch ganz wunderschön!

und prompt flog der andere Uhrzeiger in David Kalischs „Lustige Werke", wo er mit grosser Sicherheit den Gebildeten Hausknecht fand.

Nun konnte der Kattowitzer viel vertragen: nur nicht, dass man seinem Zerlineken zunahe trat. Er trommelte den Generalmarsch der Nervosität auf der Tischplatte und rief herausfordernden Tones: „Sagen Sie mal, alter Herr: wie machen Sie das eigentlich mit dieser Zitiermaschine? Dass Sie ein geschickter Bauchredner sind, habe ich erfasst, und dass Sie Gedanken lesen können, auch: aber das mit den fliegenden Uhrzeigern ist

mir ein völlig neuer Trik. Telepathie? Was? Ich glaube, Sie könnten einen alten Hut voll Geld damit verdienen. Bülow engagiert Sie sicher!"

Da lächelte der Alte, und das war so schauderhaft anzusehen, dass der Kattowitzer seinen Fürwitz intensiver bereute, als je ein unüberlegtes Wort, wie viele seinem allzuraschen Geiste auch schon entflohen waren, Dieses Lächeln, das wie ein Blitzschein kam und verschwand, machte aus dem Gesichte des Alten eine männliche Medusenmaske der Menschenverachtung, in der der Mund, nur einen Augenblick geöffnet, nur einen Augenblick die gelben, spitzen Zähne, die lederartig verrunzelte, trockene Zunge zeigend, wie ein Leviathanrachen drohte, der imstande war, alles Leben an sich, in sich zu saugen. Die Haare der Augenbrauen stellten sich dabei wie Speere auseinander, und die unzähligen Falten des Gesichtes schienen ebensoviele bewegliche Molluskenfäden zu sein, die fähig waren, sich zu lösen und vorzuschnellen. Sie erschienen in diesem Momente heller, als das übrige Gesicht, so dass dieses wie ein transparentes Adernpräparat aussah.

Zum Glück dauerte das fatale Schauspiel

längst nicht so lange wie der Augenaufschlag einer sentimentalen Liebhaberin in der Szene, wo sie ihr Herz entdeckt, und der Alte selber schien zu wünschen, dass der atembeklemmende Eindruck nicht hafte.

Er sagte, beinahe mit einem Tone von Menschenfreundlichkeit, „es scheint, mein Herr, dass Sie ein Freigeist sind. Sie glauben an Erklärungen und würden, gesetzt den Fall, dass jenes Wesen existierte, von dem die Theologen und alle Herrscher überhaupt leben, auch hinter dem feurigen Busche und seiner Gewitterstimme einen Bauchredner vermuten. Sehen Sie: das unterscheidet Sie von mir. Ich würde in einem solchen Falle von der Freiheit, mir Erklärungen zurechtzulegen, keinen Gebrauch machen und ruhig zugeben, dass die Sache ausserordentlich, wunderbar, erhaben ist. Und dennoch würde ich nicht daran glauben als an etwas, das über mir stände, würde mich nicht davon ergreifen lassen, würde nicht anerkennen, dass das Wunder mehr ist als eine besonders effektvolle neue Lüge der plumpen Kräfte um uns herum, die, wer weiss aus welchem Antriebe, sich be-

mühen, uns ein Irgendetwas hinter diesem sinnlosen Mechanismus glauben zu machen. — Aber Madame wird gleich wieder, und wieder mit Recht, gähnen. Das Alter macht schwatzhaft. Doch dürfen Sie nicht glauben, dass ich immer so viel rede. Es hat Zeiten gegeben, in denen ich ganz stumm war. So schwieg ich, als Luther sprach, und schwieg, als Napoleon regierte. Damals wanderte ich auch weniger, denn die Zeit rauschte schneller an mir vorüber, als sonst. Aber jetzt? O ja: es gibt mehr Novitäten als früher, und der alte Schelm in Weimar, der mich wohl gekannt hat von Jugend an, und dem ich es nie vergessen werde, dass er mir, aus nationaler Verwandtschaft, den braven deutschen Faust vorgezogen hat: er hat, wie immer, Recht behalten: die Welt ist veloziferisch geworden. Und dennoch dürft Ihr es mir glauben: die Menschheit war, so lange ich sie kenne, nie so langweilig wie jetzt. Sie ist so langweilig, dass selbst Potentaten sich der Langenweile nur durch Reden, Reden, Reden zu erwehren wissen, obwohl es für einen Souverain gewiss nichts gefährlicheres gibt, als zu plaudern. Bei welcher Gelegenheit ich übrigens bemerken

möchte, dass mir mein Lebtag kein so eigentümlicher Monarch begegnet ist, wie . . ."

„Pscht!" machte Schmulius, und der grosse Uhrzeiger flog mit deutlichem Schreck auf und bohrte sich ins deutsche Reichsstrafgesetzbuch ein.

Der Alte schlug sich auf den Mund und sagte zum Papageien: „Halten wirs also wie zur Zeit des fetten Calligula, wo wir auch in fremden Zungen mit einander sprachen, wenn wir von S. M. handelten. Schawa lampa fudango pschudor Bismarck, eschedem dscho willi."

„Hähähä!" lachte Schmulius, „nix zu machen!"

Franzl, der es schon als König von Marzaun nicht gerne hörte, wenn man andere Souveräne kritisierte, überdies aber auch die Neigung hatte, in jedem Potentaten einen möglichen Auftraggeber und somit ein Wesen zu sehen, das jeder Hochachtung und Verehrung würdig war, empfand diese Entgleisung des Alten auf ein so schlüpfriges Gebiet mit Unbehagen und warf ein: „Aber ich bitte Sie! Wie kann man eine Zeit langweilig heissen, die die X-Strahlen, das Radium, die Telegraphie ohne Draht ent-

deckt und den lenkbaren Luftballon erfunden hat?"

„Kein Zweifel!" entgegnete der Alte, „Ihr erfindet erstaunliche Sachen. Aber Ihr erfindet eigentlich ohne Genie. Ihr tastet systematisch die Natur ab und habt ausgezeichnete Methoden dabei, denen nichts entgeht. Experiment folgt auf Experiment, und schliesslich kommt eins, das auf einen Punkt trifft, der ein Heureka verdient. Bravo! ruft Ihr und bucht eine neue Errungenschaft mit Befriedigung, aber ohne dass in Euch besonders viel vorginge. Sie ist ohne Intuition gefunden und wird ohne Inspiration praktisch ausgeschlachtet. Diese Sinnesart sollte mir eigentlich sehr sympathisch sein, denn sie ist gottlos. Ich konstatiere sie auch wirklich mit einer gewissen Befriedigung. Aber sie muss ein Wesen wie mich langweilen, das verdammt ist, die Drehorgel des Lebens über alle Gebühr lange anzuhören, und das begreiflicherweise die dramatischeren und geistreicheren Passagen bevorzugt. Was war, wenn ich ihn mit Euren grossen Meistern der erfolgreichen Methoden vergleiche, mein kleiner, buckeliger Freund Lichtenberg in Göttingen,

der alles ahnte, aber nichts fand, für ein prachtvoller Kerl. Ehe Ihr nicht wieder solche hervorbringt, bleibt Ihr elende Kleber, und wenn Ihr gleich an allen Ecken Luftfahrpläne anheftet."

Der Alte schwieg. Nandl kam und meldete, die Suppe sei im Saale aufgetragen.

„Darf ich Sie bitten, mit uns zu essen?" fragte der König.

„Danke, nein," war die Antwort. „Von dieser langweiligen Funktion bin ich zum Glücke dispensiert. Ich nehme nur etwa alle hundert Jahre ein Stückchen Mazzes, wenn ich zufällig nach Jerusalem komme, und auch das mehr aus sentimentaler Erinnerung."

„Und dabei wird Ihnen nicht schwach?" fragte erstaunt Zerlineken.

— „Nein, Madame; wenigstens nicht schwächer, als ich mich überhaupt fühle. Denn, freilich, angenehm ist mein Zustand nicht. O, diese Müdigkeit! Denken Sie: immerzu müde sein und nie schlafen können! Es ist wirklich unangenehm, und man gewöhnt sich durchaus nicht daran."

„Immerhin hat es seine Vorteile, möchte ich glauben," meinte der Kattowitzer; „es

vereinfacht die Lebensführung und macht Sie unabhängig vom Gelde. Sie sind, sozusagen, der einzige freie Mensch."

„Allerdings," antwortete der Alte, „und darin liegt die raffinierte Grausamkeit meines Schicksals. Denn der Mensch verträgt die Freiheit nicht. Sehen Sie . . . . aber nein, ich halte Sie vom Essen ab."

Die Gesellschaft erklärte einmütig, keinen Appetit zu haben.

„Mit anderen Worten: Ihre Neugierde ist grösser als Ihr Hunger. Sie hoffen auf eine Enthüllung. Sie möchten vor allem wissen, warum ich da bin. Und im Grunde fragen Sie sich immerzu, ob Sie nicht vielleicht träumen, ob nicht vielleicht das alles nur ein Spuk ist."

Indem er dies sagte, sah er Zerlineken gross an, und Zerlineken lehnte ihr Köpfchen auf die Schulter des Gatten und schlief mit offenem Munde ein, ganz leise schnarchend. Und aus dem Munde der Berlinerin kam ein dünnes graues Räuchlein, wie aus einer Kaffeekanne; ein Geruch wie von sehr dünnem Kaffee und Berliner Kartoffelpuffern verbreitete sich, diskret ein leises Gedüfte von trocknenden Windeln kaschierend, und

während dessen bildete sich aus dem Rauche die Figur des ewigen Juden von Eugen Sue, wie sie auf billigen deutschen Uebersetzungen dieses Romans zu sehen ist. Diese Figur setzte sich gemütlich zu Zerlineken auf den Schoss, während die zwei Uhrzeiger hastig suchend die Bücherregale abflogen, um sich schliesslich, da Eugen Sue beim König von Marzaun nicht hoffähig war, an den Ort ihrer wirklichen Bestimmung zu begeben: zur Uhr, die sofort sonor zu tacken begann.

„Schon um acht!" sagte Zerlineken erwachend, und rieb sich die Augen. Die Figur von Sue war in dem Momente verschwunden, wie sie die Augen geöffnet hatte.

„Na, Lineken!" rief der Gatte die Gattin an, „gut geschlafen?"

„Ja", antwortete sie „und denke Dir: ich habe von Kartoffelpuffern und dem ewigen Juden geträumt. Wie ich bloss auf den gekommen bin?"

„Ja. Ja", meinte der Alte, „man träumt oft sonderbar, und ich denke, die verehrten Anwesenden sind nun überzeugt, dass sie mich nicht träumen."

„Daran ist nicht der mindeste Zweifel

erlaubt", sagte der Kattowitzer, riss sich aber doch ein Büschel Haare aus, um ganz sicher zu gehen.

„Wie angenehm, dass die Uhr wieder tack macht", sagte Olympia.

„Förmlich gemütlich wirds", meinte Josef Beppino.

„Sie bleiben doch zur Nacht, Herr . .?" fragte Franzl.

„Das dürfte für Sie mit Unbequemlichkeiten verbunden sein", erwiderte der Alte. „Die mir zur Ruhe bemessene Frist ist bald vorüber, und so würde ich die ganze Nacht durchs Schloss spazieren müssen."

„Nein, nein!', rief Zerlineken aus; „ich habe schon mit der vergangenen Nacht genug. An Gespenster glaube ich ja nun nicht mehr, aber . . ."

„Wie?" rief der Alte aus, „Sie glauben nicht an Gespenster und haben gestern doch welche gespürt?"

Zerlineken lachte: „Mumpitz. Das Filet war reell."

„Wirklich?"

„Na ja doch!" erklärte Zerlineken; „hoffentlich kriegen wir heute nicht den Rest davon."

„Erlaube mal!“ rief Olympia beleidigt.

„Kss! Kss!“ machte Schmulius.

Aber der Alte liess es zu keinem Amazonenkampfe kommen.

„Madame“ sagte er, „Sie sollten sich auf Realitäten nicht zu sehr verlassen: in dem Filet war vielleicht mehr Geiet als Sie glauben. Und, was Zottel, den Kater, betrifft, so gebe ich Ihnen mein Wort, falls Sie auf das Wort eines alten Juden etwas geben, dass er zu den satirischsten Dämonen gehört, die mir noch begegnet sind. Ich möchte fasst meinen, dass der Geist meines sehr geliebten alten Freundes Goldoni in ihm lebt. — Ah! Er ist vor der Türe!“

Richtig: man hörte ein deutliches „Miriminiau, miniau, miriau, miau“ draussen.

Olympia sprang auf und öffnete, Es war eine richtige Ahnung, die sie auf die Beine brachte, denn Zottel erschien mit Zerlinekens falschen Haaren im Maule und legte sie der rechtmässigen Herrin auf den Schoss.

Die Berlinerin kniff den Kater in den Schwanz, der Kater gab der Berlinerin eine Ohrfeige.

„Da capo!“ schrie Schmulius und krähte

ohne Rücksicht auf die Ermahnung des Alten vor Lachen.

„Schmeisst doch endlich das eklige Biese hinaus!" rief Zerlineken, „oder ich zieht mich zurück!"

„Um Gotteswillen, nein, Madame!" sagte der Alte, „tun Sie das nicht! Sie sind schon als Farbfleck hier von der grössten Wichtigkeit, ganz zu schweigen von Ihrem Geiste, Ihrer Liebenswürdigkeit und dem Umstande, dass nie Damen genug da sein können."

„Es geht positiv nichts über das weibliche Geschlecht," fügte er nach einer Weile sehr ernsthaft hinzu. „Selbst ich habe Momente gehabt, wo es mir beinahe so schien, als ob man doch vielleicht einen göttlichen Verstand als Erfinder dieser Façon, selig zu werden, annehmen sollte. Andererseits freilich wird das plumpe Mechanische der Weltordnung nirgends so klar, als bei Betrachtung dieser Mausefalle. Aber lassen wir dies ewige Problem, dessen Opfer ich bin. Ich muss ohnehin weiter. Weiter."

Er stöhnte, wandte sich aber gleich wieder an Zerlineken: „Sie brauchen auch deswegen nicht zu gehen, weil mein alter Freund

gehen wird, der leider eine Antipathie gegen Berlinerinnen hat, weil er vor vierhundert Jahren so unglücklich war, einer Berliner Hofdame zu gehören, die, wie Sie, Madame, viel Geist, aber nicht, wie Sie, Madame, auch viel Gemüt besass. Er wird gehen," wandte er sich nun an Olympia, „wenn Signora, die er sehr liebt, es gestattet."

„Was?" rief die Königin von Marzaun schmerzlich aus, „Du willst mich verlassen, Schmulius? Weisst Du nicht, dass ich Dich lieb habe, wie ein Kind?"

Schmulius war zu ergriffen, um etwas zu sagen. Er schluchzte bloss. Grosse, himmelblaue Tränen rannen ihm über die grauen Backen.

„Er weiss es", antwortete für ihn der Alte. „Aber es muss sein. Auch um Ihretwillen. Er ist jetzt in das Alter gekommen, wo es ihm auf die Dauer unmöglich sein wird, zu verhehlen, dass er, ich bitte um Verzeihung, zu begabt ist für eine gemein-menschliche Umgebung. Er müsste jetzt, trotz seiner grossen Liebe zu Ihnen, meine sehr geschätzte und dieser Liebe durchaus würdige Signora, damit beginnen, alles das, was er in beinahe zweitausend

Jahren gesehen, erlebt, gefühlt hat, aus sich heraus zu projizieren in Erscheinungen, die Ihnen gespenstisch und also unangenehm vorkommen müssten. Um nur einiges anzudeuten: Er war unter anderm in einem Nonnenkloster zur Zeit Karls des Grossen; in einem Bordell zu Venedig zur Zeit Carpaggios (der ihn gemalt hat); Katharina die Zweite hat ihn bessesen, und er war dabei, wie Aurora von Königsmark den Marschall von Sachsen gebar: einer seiner Herren war Hurenwaibel unter Georg von Frundsberg, ein anderer war Erasmus von Rotterdam; welche Szenen hat er erlebt, als er mit Olivier von Köln des heiligen Ludwigs Zug nach Damiette mitmachte; welche Art Menschenkenntnis hat er sich angeeignet, als er bei einem Malatesta in Rimini lebte; und, was auch nicht unwichtig ist: von welcher Höhe müssen seine Kunstanforderungen sein, da er zu den wenigen Besitztümern gehörte, die Giorgione hinterlassen hat?"

„Dann gebe ich ihn um keinen Preis her!" rief Franzl.

Der Alte schüttelte den Kopf: „Nein. Nein. Die Vergangenheit ist ohnehin eine

furchtbare Last für die Malerei. Und übrigens" (er nahm einen strengen Ton an): „er gehört nicht Ihnen, wie er niemandem vor Ihnen gehört hat: er gehört mir."

„Können Sie das beweisen?" rief der König herausfordernd aus.

„Ja," sagte der Alte: „hier ist die Quittung. Ich habe ihn von einem römischen Legionar gekauft, demselben übrigens, der den berühmten Rock erwürfelt hat, von dem jetzt eine ganz schlechte Kopie in Trier zu sehen ist. Da, sehen Sie: es steht auch der Name unseres Freundes darauf: ‚Julius Cäsar'. Der Soldat nannte ihn aus Patriotismus so. Ich erlaubte mir, ihn, gleichfalls aus Patriotismus, Schmulius Cäsar zu nennen. Der Cäsar ist im Laufe der Jahrhunderte abhanden gekommen. Aber der Schmulius hat sich erhalten. Sie wissen es ja: Alles vergeht, Juda besteht. Ich selber bin ein durchaus überflüssiges Symbol." Er stöhnte nochmals.

„Und wenn wir Ihnen von alledem kein Wort glauben?" warf der Kattowitzer ein.

„So lasse ich Ihnen meinen Vogel hier und hole ihn erst ab, wenn Sie im Gefühle Ihrer Insuffizienz den Rest Ihres Ver-

standes verloren haben," sagte der Alte und stand auf.

Schmulius aber flog auf den Tisch, löschte mit seinen Flügeln die Kerzen auf dem Schabbesleuchter aus und erhob sich mit ausgebreiteten Fittichen bis dicht unter die Kreuzung des Gewölbes, wo er gleich einem ausgestopft dort hängenden Raubvogel bewegungslos verharrte. Bewegungslos, aber in allen Farben transparent leuchtend und einen Wirbel von bunten Lichtern durch den Raum jagend, unter dem das Leblose lebendig, die Lebenden aber starr wurden.

Schon begannen sämtliche Autoren, die Franzl gemalt hatte, sich von der Wand zu lösen und leibhaft um die fünf herum zu gestikulieren, die wie Fladen an der Sofalehne klebten, da fand Franzl noch die Kraft, zu schreien: „Nehmen Sie um Gotteswillen den grässlichen Vogel weg! Mir ist, als müsste ich in Staub ersticken. Dieses bunte Licht ist glänzendes Pastellmehl, und es riecht nach Moder."

„Hilfe!" schrie Zerlinecken fast gleichzeitig, „der Mensch da greift mich unanständig an!" (Es war Casanova, der sich soweit vergass, nachsehen zu wollen, ob

Zerlinekens Strumpfbänder in der Farbe zu ihrem Moosgrünen passten.)

Ein Glück, dass der Kattowitzer das nicht sah, denn auch er hatte zur gleichen Zeit eine Attacke auszustehen: Diderot schlug ihm seine gesammelten Salon-Berichte aufs heftigste um die Ohren.

Der Alte sagte: „Sie sehen: die Vergangenheit ist ein Pastell, das man lieber fixiert lassen soll. Ihre Farben sind Gift, wenn sie lebendig werden."

Und er rief: „Senke Dich, Schmulius, Genosse meines Fluches; komm, Du ewiger Papagei der Weltgeschichte, Echo der Leere! Wir wollen fürderhin zusammen bleiben, bis der Schatten des Kreuzes von der Erde verschwunden ist. Es wird nicht mehr lange währen. Schon steht die Sonne der Wiedergeburt: die Sonne unseres endlichen Todes, hoch; bald wird sie im Zenith stehen, und mit dem Schatten des Kreuzes werden wir, des Schattens Schatten, vergehen. Dann wollen wir auf Golgatha, der Schädelstätte, wo der Glaube seine Hochzeit mit dem Tode gefeiert hat, während der Unglaube zum Leben verflucht wurde, uns unser wohlverdientes Grab graben, Du mit Deinem

Schnabel, ich mit meinen Fingern, und es wird kein Tempel mehr sein, nicht in Jerusalem und nicht anderswo, dessen Vorhang zerreissen könnte."

Schmulius liess etwas Grünliches fallen: erfreulicherweise aber nicht das übliche, sondern etwas Festes, Leuchtendes: einen grossen grünen Diamanten vom herrlichsten Schliffe. Trotz der Färbung war sein Wasser so rein und klar, dass es das Zimmer erleuchtete. Vor diesem Glanze erbleichte und erstarb der gleissende Pastellstaub der Vergangenheit. Die unerlaubt lebendigen Autoren der früheren Zeiten zogen sich in die Unsterblichkeit zurück, die ihnen Franzls Kunst al fresco im Kalke angewiesen hatte, und die mit Recht lebendigen Genieverwalter der Gegenwart genossen das grosse Glück, wieder unter sich zu sein.

Zerlineken schien dieses Glück am intensivsten zu spüren, denn sie wurde gleich wieder keck und fragte: „Sie, alter Herr, ist der Stein da auch echt?"

„Ja", antwortete der Alte, „aber er gehört nicht Ihnen, Madame, sondern der Signora. Schmulius schenkt ihn ihr zur Erinnerung und als Zeichen seines Dankes

dafür, dass sie ihm sein altes Herz so oft durch Heiterkeit, Güte und Sanftmut aufgemuntert hat. Er stammt aus der Krone der letzten Königin von Cypern und führte den Namen: la gemma dell' umiltà. Schmulius hat ihn der Königin gestohlen, als sie einmal die höchste weibliche Tugend vergessen hatte: heiteres Sichfügen aus Liebe. Durch seinen Magensaft ist er mit der Kraft imprägniert worden, diese zwar unmoderne, aber, glauben Sie es mir, meine Damen, natürlichste und reizendste Tugend in seiner Bezitzerin zu konservieren und zu stärken. Ich beglückwünsche Sie, Signora, zu diesem Edelstein, und auch Sie, Herr Graf."

„Wieviel ist er denn ungefähr wert?" fragte Zerlineken, auf die Gefahr hin, einen Gelbsuchtsanfall zu bekommen.

„Trösten Sie sich, Madame", antwortete der Alte; „man kann ihn nicht in Geld umsetzen. Aufs Versatzamt gebracht wird er mit Hohn als böhmisches Glas zurückgewiesen werden, obwohl er, so lange ihn Signora an sich trägt, tatsächlich echt und von viel grösserer Kostbarkeit ist, als der indische Kohinoor. Es hängt dies mit seiner magischen Eigenschaft und der Absicht zu-

sammen, aus der ihm diese verliehen worden ist. Denn, nicht wahr, meine Herrschaften, es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo umiltà, da sie kein Jude und Christ als Pfand nimmt, geringer geschätzt wird, als ein Diamant. Schmulius wünscht aber, dass sich Signora niemals, auch nicht auf kurze Zeit, von ihm, d. h. von ihr, trennen soll, denn er weiss, dass in Wahrheit neben dieser Tugend alle Edelsteine der Welt nichts sind, als ein Haufen Kiesel."

— Was ick mir davor koofe, dachte sich Zerlineken und atmete erleichtert auf, während Olympia den leuchtenden Stein küsste.

Wie wunderhübsch sie da aussah! Jung, strahlend, heiter, sanft, gut, verliebt.

Franzl fiel ganz einfach auf die Kniee vor ihr, und da es für ihn nichts höheres gab, als dies, so rief er: „So mal ich Dich, Limpi! Ich mal überhaupt nur noch Dich, Du entzückendes Scheusal!"

„Also können wir wohl gehen, Schmulius!" sagte der Alte. „Die marzauner Kunstepoche ist soeben angebrochen."

Er erhob sich mühsam, nahm den Papageien, der noch eine Kusskralle zu Olympia

schickte, auf den Arm und ging langsam zur Türe hinaus, die sich lautlos vor ihm öffnete, während das Auge Gottes ironisch zu zwinkern schien.

*

Die fünf sassen eine Weile stumm im Leuchten des magischen Steines, bis das Mondlicht ins Zimmer fiel und mit seiner kalten Grelle das warme Licht tötete.

Aber Franzl fühlte die warme Hand Olympias in der seinen und wusste, dass es nicht tot war.

*

* *

*

Samalio Pardulus

Johannes Pauli, der ein Jude war, ehe er ein Barfüssermönch wurde, erzählt in seinem Buche „Schimpf und Ernst“ die sonderbar düstre Geschichte eines Malers, der ein Monstrum war: halb Mensch, halb Ross, hausend im wilden Walde, aber mit hoher Kunst gar wunderbar begabt. Doch, wie seine Farben auch leuchteten, und wie meisterlich immer seine Zeichnung ging: was er gestaltete, hatte die scheusälige Grimasse seines Urhebers. Nicht einmal den Heiland vermochte er anders als missgestalt zu schaffen, dermassen, dass man ihn eher für einen Teufel als den Sohn Gottes habe ansehen müssen. Daher denn Christus selber ergrimmte und dem malenden Ungetüm erschien, ihm seine Schönheit zu zeigen und ihm ins Gemüt zu reden.

Dass er dabei gesprochen hat, wie es der Barfüsser berichtet: nämlich nicht anders, als wie ein junger Herr, der, von seiner Schönheit eingenommen, die Leistungen seines Photographen nicht vorteilhaft genug findet, ist schwer zu glauben. Eher hat noch die Antwort des schlimmen Malers glaubliche Haltung: dass er nichts als Vergeltung übe an dem, der zuerst ihn als Scheusal ge-

schaffen habe. „Wahrlich, wäre ich es mächtig, Dir Härteres anzutun, als böse Bilder — ich tät's mit Lust."

Da ergrimmte der Herr, nach des Mönchs Bericht, in grossem Zorne und stiess mit seinen Händen das Malgerüst um, auf dem Samalio Pardulus stand, dass es ihn unter sich erschlug, und sprach: Talem perpetrat verdictam, qui per ipsam perdit vitam.

*

Hat dieser Johannes seinen Jesus recht gekannt? Hat er um den Maler Bescheid gewusst? Nein: er wusste weder von Gott, noch von der Kunst.

Die Geschichte von Samalio Pardulus nach den Quellen und nach dem Geiste ist so:

Ja: Er war ein wildhässlicher Mensch: über die Maassen lang und dürr, dazu schiefschulterig und lahm; und hatte einen lächerlich spitzen Kopf voll kraussborstiger schwarzer Haare, die bis tief in die faltige Stirn hineingewachsen waren; aber keinen Bart um die schmalen, gleichsam verwelkten Lippen, und auch die gelben, schlotterigen Wangen waren ganz bloss, wie bei einem Kinde. Dafür lagen wie zwei dicke Raupen,

die sich ineinander verbissen haben, dichte, stachelige Brauen über den kugelig hervorstehenden braungrünen Augen, und seine knochigen, langen Hände waren dicht behaart. Auch aus den viel zu grossen und abstehenden, dabei pergamenfarbenen Ohren wuchsen Haarbüschel heraus, und nicht minder aus den abscheulich weiten Öffnungen der Nase, die im übrigen übermässig lang und an der Spitze schnabelartig überhangend war. Ein Rossmensch war er aber nun doch nicht und lebte auch nicht eigentlich im Walde, sondern in einer der Burg an Burg, Turm an Turm wie aus Cyclopenquadern zusammengehäuften Städte des Albanergebirgs: zu jener Zeit, da es niemals Frieden gab, sondern immer der Krieg den Rachen offen hatte, sei es, dass unter den Geschlechtern Streit war, oder zwischen diesen und den Bürgerlichen.

Indessen lebte man darum keineswegs traurig, sondern, ob auch in steter Unsicherheit, mutig, ja lustig dahin, immer darauf gefasst, dem Leben schnell Lebewohl sagen zu müssen, aber entschlossen, bis zum Ende des grossen Abenteuers frisch und derb zuzulangen nach Allem, was Gott oder Teufel

auftafelte. Zwischen Laster und Tugend, Tod und Wollust, Kampf und Schmaus aber gingen in Kapuzen und Sutanen Mönche und Priester dunkel umher und hatten für Alles ihre lauten oder leisen Worte, und in den Kirchen knieten Freund und Feind nebeneinander, mit den Nüstern schwülen süssen Weihrauch atmend, mit den Ohren Geheimnisse vernehmend aus herrischen, aber wie auf Wolken göttlicher Verheissung schwebenden Tönen, und mit den Augen umfangend die königlich strenge, jedoch auch mütterliche, jedoch auch bräutliche Schönheit der goldumloderten Madonna.

Samalio Pardulus, seinem eigentlichen Namen nach der Spross des ältesten und mächtigsten Geschlechtes der Stadt, das sich auf altrömischen Ursprung zurückführte, war weder bei den Rittern, noch bei den Geistlichen, weder bei den Kämpfen, noch bei den Schmäusen: war auch in der Kirche nicht zu sehen. Er nahm nicht teil am Leben seiner Tage, war im Gefühle tot für alles, was jenen Menschen Glück oder Unglück hiess. Und hatte auch nicht Freude an sich selbst.

Kannte nur eine Lust: allein zu sein

und um sich herum eine neue Welt zu bilden aus Gestalten seiner Einbildung, der eine starke Kraft zu Gebote stand, sich in Bildern darzustellen.

Das Handwerk hatte er von einem Manne aus Florenz gelernt, der, aus der Heimat um Parteifeindschaft willen vertrieben, der Geheimschreiber seines Vaters geworden war: ein schweigsamer Mensch, dessen Augen voller Klage und Heimsucht waren. Was dieser mit Pinsel und Farbe vermochte, hatte er auch bald vermocht. Aber er wollte mehr. Denn jener, der das Malen nur erlernt hatte, um sich, da er noch reich und ein grosser Herr gewesen war, müssige Stunden zu vertreiben, malte nur, was die Meister seiner Vaterstadt schon einmal gemalt hatten, und er gedachte gar nicht, es ihnen gleich zu tun, oder gar mehr als sie. Indem er malte, dachte er an Florenz und schuf sich ein blasses Abbild des Schönen, daraus er vertrieben worden war. Samalio Pardulus aber (wir wissen nicht, welche Bewandtnis es mit diesem Namen hat) hatte keine Kunst fremder Meister gesehen (denn die schlechten Bilder in den Kirchen und Häusern seiner Stadt waren nicht meister-

lich), und so gedachte er an nichts Fremdes: nur an das, was in ihm selber war und das er innerlich sah als etwas ganz ihm Eigenes, nicht zugespiegelt aus fremder Kunst, am wenigsten der seines Lehrers. Seine innerlichen Gesichte aus sich herauszustellen, die schwankenden fest, die verwehenden dauerhaft zu machen, war sein Begehren.

„Dass ich Genossen hätte, male ich", sagte er einmal zu seinem Lehrer, „ich male, dass ich nicht ganz allein sei. Könnte ich nicht malen, so würde ich mit Huren Kinder machen: aber mit den schamlosesten und wüstesten. Ja mit Tieren, wenn es die Natur zuliesse. Nur, dass ein anderes Volk um mich herum wäre, als dieses, das mir gräulich fremd ist."

Messer Giacomo, der weder solche Worte vernommen, noch Bilder gesehen hatte, wie die seines wüsten Schülers, und dem es eine Art schreckhaften Ergötzens war, in der Langenweile seiner Verbannung sich mit dem „mostro" zu beschäftigen, schrieb in seinem (übrigens langweiligen, weil gar zu eintönigen) diario, das man später im Archive des Schlosses Certaldo alto aufgefunden hat, als das alte Gemäuer in den

Besitz des Staates überging, getreulich alles auf, was er „nella selva“: im Walde draussen beim „centauro“, wie er seinen Schüler nannte, sah und hörte. Es scheint, dass er später in seine Heimat zurückgekehrt ist und in jenem Schlosse zwischen Florenz und Siena seine Tage beschlossen hat. Unter den über dem Schlossportale heute noch sichtbaren Wappen der verschiedenen Geschlechter, die einander im Besitze von Certaldo alto folgten, befindet sich auch das seine. Weiter wissen wir nichts von ihm. Wenn aus dem übrigen seines Tagebuches nicht hervorginge, dass er ein grundnüchterner Mann gewesen ist, der sich nicht mit Phantasiebeschäftigungen abgab, sondern, seine kleine Pinselliebhaberei abgerechnet, ganz in den realen Interessen aufging, die ihn zum tätigen Parteimann machten, so könnte man glauben, er habe sich diesen Samalio Pardulus erfunden, gewissermassen, um sich auch als Poeten zu versuchen. Aber die Art, wie er den Äusserungen des seltsamen Menschen (gemalten wie gesprochenen) immer den Kommentar eines unerschütterlich mittelmässigen Besserwissertums und biederer Philistrosität

anhängt, lässt diesen Verdacht nicht aufkommen. Wir dürfen, wie wunderlich auch das meiste erscheinen mag, was er berichtet, mit Sicherheit annehmen, dass der Herr von Certaldo alto den „Centauren“ wirklich und leibhaftig gekannt, jene wilden Bilder gesessen und alle die Worte vernommen hat, die er, stets mit Äusserungen des Entsetzens, mitteilt.

Wir folgen seinen Aufzeichnungen in allem wesentlich getreu und nehmen nur da das Recht in Anspruch, aus seinen tadelnden Kommentaren das Bild des „Scheusals“ in einem Sinne zu ergänzen, der mit Messer Giacomos Meinungen nichts gemein hat.

Einiges sei in wörtlicher Übertragung hergestellt. So, was der Toskaner über Samalios Kunst und Wesen im allgemeinen sagt: „Es ist ein sonderbares Ding um die Kunst dieses ungebärdigen Menschen. Sie ist voller Lästerung des Lebens, das in ihr nicht von Gott zu sein scheint, sondern vom Teufel. Malt er den Wald (wie er insonders gerne und nicht ohne Geschick tut), so ist es, als ob die Bäume ein jeder dämonisch besessen wären; kein Pflanzenwesen, sondern ein Tier, und alle zu-

sammen sind wie eine Versammlung von Gespenstern, dass man sich fürchtet, in das Dunkel hineinzusehen, das wie aus ihnen innerst herauskommt: aber nicht schwarz, sondern bräunlich. Er hat, genau wie sie um sein Kastell im Felsgebirg stehen, Pinien gemalt, als welche doch freundliche Bäume sind, von edler Liniatur und eigentlich wohltätig, da sie von oben Schatten geben, aber, des fehlenden Unterästichts halber, der Luft den Weg nicht sperren. Bei ihm aber sind sie Ungetüme, die mit borstigen Schädeln wider einander rennen. Nicht so, als ob er ihnen Gesichter malte. Das wäre am Ende lustig. Sondern es sind Schädel von Riesen, die noch niemand sah, von Riesenwesen aus Baumart und doch tierisch. Sie sind bös und alle untereinander feind. Es ist, als ob sie sich gegeneinander stemmten mit diesen wilden Köpfen, dass sie so, ihre Kräfte vereinigend, mächtig würden, ihre Stämme aus dem Erdreich zu reissen. — Nicht anders macht er es mit Tieren und Menschen. Gott schuf sie, wie wir Alle sie sehen. Dieser Ungestalte bildet sie ungestalt. Seine Pferde sind langhaarig wie Ziegen, und man möchte zugleich

glauben, dass sie auch von Ebern stammten. Nie malt er sie anders als rot und schwarz gefleckt. Doch eine Schimmelstute hat er gemalt, das schamloseste, das je erdacht worden ist: ein Pferd mit Menschenhaut, ganz ohne Haar, bis auf eine Stelle, die er zum Mittelpunkte des Bildes gemacht hat. Das Tier, das Menschentier, biegt den Hals in einer schmerzhaft-unmöglichen Linie um und wendet so dem erschreckten Betrachter seinen Kopf zu, der zwar der Kopf eines Pferdes ist, aber so mit den Zügen eines Weibes vergattet, dass man die Augen niederschlagen muss. Denn es lacht auf eine schändliche, buhlerische und doch höchst klägliche Art. Es hat entzündete blaue Augen. Dafür hat er ein Weib gemalt mit dem Fell einer blau und schwarz gestreiften Katze. Dieses Weib reitet auf einem Manne, der das Zottelhaar eines weissen Schäferhundes hat und vorstehende Raffzähne gleich dieser Hundeart. Es reitet verkehrt auf ihm, sich mit beiden Händen an die buschige Rute ankrallend. Und der Hund-Mann hebt den Kopf nach Art eines heulenden Rüden, der die Matz wittert.

Fragte ich ihn, was alles dies bedeute.

Antwortete er: „Nicht weniger und nicht mehr als das, was eure Welt ist: meine."

Sagte ich ihm: „Das heisst Gott höhnen."

Antwortete er: „Niemand höhnt Gott mehr, als Gott sich selber verhöhnte, wie er den Menschen nach seinem Ebenbilde erschuf. Schaut mich an und sprecht: Sieht so Gott aus?"

Schwieg ich aus höflicher Rücksicht.

Lachte er (was nun bei ihm Lachen heisst: ein Zucken um die Mundwinkel) und sprach: „Oder, wenn ihr ins Glas seht: seht ihr Gott gespiegelt?"

Entgegnete ich (mit gerechtem Fuge streng): „Nicht also ist jenes Wort der Schrift gemeint. Gott ist das vollkommen Schöne: wir nur unvollkommene Abbilder, verzerrt obendrein durch die Erbsünde und den Fluch darauf."

Lachte er nochmals (und ganz abscheulich), also sprechend: „So wäre Gott ein Stümper oder hätte getan, was ich tue."

Ging im Gemach herum und rieb sich die Hände, dass es knackte, wie Holzscheite. Blieb plötzlich stehen und sah mich mit verkniffenen Augen an. Und schrie: „Der Fluch! Die Sünde! Was heissen diese

Worte? Dass er Fratzen braucht, sich zu vergnügen: Euer schöner Gott! Denn (und das sprach er leise, gar ernsthaft) als Stümper ist er nicht zu denken."

Warf sich ins Gestühl und starrte ins Deckengebälk, dorthin, wo der greuliche Leuchter hängt, den er in der Grabhöhle der Heiden gefunden hat: ist als eine grosse Sonnenblume gebildet, aber jedes Blatt hat die Form der weiblichen Scham, dass jede Kerze, darein gesteckt, zum Phallus wird.

Sass lange schweigend, bis er sprach: „Nein, kein Stümper. Sondern wahrlich Gott: wahrlich Künster. Und wir bloss Affen seiner Kunst. Aber (und dies rief er wieder laut, hell, wütig, indem er aufsprang): Alles dürfen wir, was er darf: Alles. Und sind ihm um so ähnlicher, je mehr wir die göttliche Freude an der Fratze haben: diese Freude des grossen Zorns, aus dem allein die Lust des Schaffens kommt. Denn die Liebe ist das Ekelhafte, ist das Sichbegnügen mit dem, was da: was langweilig, immer das gleiche, verflucht und noch einmal und in alle Ewigkeit verflucht das Gleiche ist. Vulva und Phallus. Das ist für die Herde; im Schweinekoben und

im Fürstenbette dasselbe. Aber einigen ist es gegeben, sich wie Gott selber zu vergnügen, weil sich Gott in ihnen am meisten vergnügt, da sie die vollkommensten Fratzen seiner selbst sind. Das sind die Künstler. Sie wissen, dass Gott die Welt nicht aus Liebe erschaffen hat, sondern aus Not.... Gott! Was ist Gott? Was ... wäre Gott? Gott wäre die Einsamkeit."

Trat ganz nahe an mich heran, und seine Augen waren fürchterlich, als er sprach: „Vernehmet, Mann aus Toscana, und bewahrt es wohl, denn es ist die Wahrheit: Gott war tot, als er die Welt schuf. Als er lebte, war nichts um ihn: Er war das All, die unbewegte Leere, das vollkommene Nichts, das ist: das einzig mögliche vollkommene. Doch wäre er nicht Gott: nicht Geist gewesen, wenn ihm diese Ewigkeit, diese scheusslich vollkommene Ewigkeit genügt hätte. Es kam die Not des Wollens über ihn, und er beschloss, zu sterben, dass aus seinem Tode die Welt, aus seiner Einsamkeit die Vielheit des Lebens würde: nicht anders, als wie aus einem Leichnam Würmer werden."

Ich entsetzte mich über diesen Unflat schändlicher Einbildung, schlug dreimal das

Kreuz und erhob mich, zu gehen. Er aber legte seine beiden harten Hände auf meine Schultern, dass mir nicht anders war, als wenn Satanas mich verderben wollte, und drückte mich ins Gestühl.

Und sprach: „Höret nur weiter! Es ist nicht gut, die Wahrheit halbet zu vernehmen. Auch ist nicht gottlos, was ich Euch sage. Denn seht: ob Gott auch tot ist: die Welt ist dennoch göttlich, da sie von ihm ist. Zwar sind die Kreaturen nur Würmer, die von seinem Tode leben, aber es ist doch göttliche Nahrung, die sie erhält."

Ich raffte mich auf und verwies ihm sein Gerede, indem ich ihn einen heidnischen Sophisten hiess.

Er schüttelte den Kopf: „Was mich von Eurer Art Christen unterscheidet ist nur, dass ich von Gott einen zu göttlichen Begriff habe, um vermeinen zu können, dass diese langweilige Welt des ewig Gleichen sein Leben umfassen oder ausdrücken könnte. Ich denke von Gott so hoch, dass mir sein Totes noch göttlich genug deucht für unsereins, ja als das einzig Göttliche, das wir vertragen können. Gott und Welt: Einsamkeit und Leben verträgt sich unmöglich.

Und seht doch: Ist das nicht christlich gedacht, dass er für uns starb? Und was sage ich mit den Würmern anders als dies: dass er uns die Erbsünde vermacht hat?"

„Ihr spottet," rief ich laut, „und spottet Euch um die ewige Seligkeit!"

„Damit ist es freilich nichts," sagte er ernsthaft, „denn Gott hat sie selber aufgegeben: auch er vermochte es nicht, sie zu ertragen. Das war ja seine Not, die ihn zu sterben, als Gott zu sterben und im Gewürme weiter zu leben zwang. Die grosse Not der Langenweile war es. Jetzt ist er ihrer ledig. Der tote Gott vergnügt sich in der Vielheit von Fratzen, in denen er lebt; und wenn es auch gewiss ein zorniges Vergnügen ist, so ist es eben darum göttlich. — Hier, bei mir (er wies um sich), hier in mir (er schlug sich auf die Brust) ist ihm am wohlsten. Denn meine Welt ist nach seinem Rezept gemacht, und ich sterbe gleich ihm einen Tod der zornigsten Not."

Indem er dieses sagte, war mir, als ob in seinen Augen etwas glömme: ich weiss nicht, war es Wahnsinn oder Begeisterung.

Die Madonna sei ihm gnädig! Er spricht nie von ihr, und, ob er sich mit seinem

Malgeräte auch an allem vergreift, was uns heilig, ihm aber nur ein Anlass zu schändlicher Fratzerei ist: sie malt er nie."

*

Das Castell, in dem Samalio die meisten seiner Tage und Nächte verbrachte, lag abseits der Stadt auf gewachsenem Fels, in den Terrassen eingehauen waren. Aber bis nahe dorthin, wo der Stein sich nackt emporhob aus dem Erdreich, stand starker Wald: Steineichen, Pinien; auch Cypressen und Kastanien. Es waren mächtige, herrische Bäume, die es nicht duldeten, dass Kleines neben ihnen aufkam. Nur der Blitz durfte die Riesen fällen oder das Alter. Dann wuchs aus ihrer Fäulnis das Neue. Es gab allerlei wildes Getier dort: vornehmlich Wildkatzen und Luchse, am allermeisten aber Geier und Eulen. Nachts, so berichtet der Toskaner, war es lauter um das Schloss, als bei Tage. Denn, so sagt er: „Da es dunkelte, wachten die Räuber auf, denen tagsüber selbst der finstere Wald zu helle war, und riefen einander oder kreischten auf beim Mord: der Luchs, heulend wie ein Wolf, der rote Wildkilling, tückisch jaulend; aber am

fürchterlichsten die grosse Ohreule mit ihrem tiefen u-hu, dass wie Klage tut, aber Blutgier ist."

Doch behagte gerade dieses Nachtkonzert der Unholde dem Missgestalten, der von sich behauptete, gleich Luchsen, Katzen, Eulen nachts besser zu sehen, als bei Tage, weshalb er sich erst bei Tagesgrauen zur Ruhe begab und bis zum hohen Mittag schlief.

„Die braune Nacht", so sagte er, „hat tiefere Farben, als der milchige Tag. Sie schillert nicht, sie glüht. Ihr Braun ist eigentlich altes Gold, gemischt mit dem Rot geronnenen Blutes. Auch ist ein tiefes Veilchenblau dabei. Zuweilen haben alle Konturen tief purpurne, zuweilen tieforangenfarbene Lichtabgrenzungen. Auch Schatten gibt es noch in der dunkelsten Nacht: sie sind das Wunderbarste an Farbe; aber auf der Palette gibt es dieses Braun der tiefsten: ganz schon geistigen Tiefe nicht. Es ist, als ob die Nacht dieses Braun träumte."

Er malte nur in diesen, nur von ihm gesehenen Nachtfarben, und so darf man es dem Toskaner glauben, dass Samalios Bilder waren „wie aus einer anderen Welt, die das

Licht nicht von unserer Sonne hat: man musste glauben, sie hatten es aus den Augen dieses Nachtmenschen, der, obzwar bei Tage (doch nur in der Dämmerung) malend, immer nur nächtige Bilder schuf, als ob es keinen Tag gäbe. Indessen waren unter seinen Tafeln solche, in denen eine unbeschreibliche dunkle Glut bebte, vergleichbar dem Lichte, das in manche Edelsteine eingeschlossen zu sein scheint, die noch im Finstern leuchten."

Darnach könnte man meinen, dass Messer Giacomo die Bilder Samalios in den Farben schön gefunden habe. Doch weit gefehlt. Er nennt ihre Farben bald „höllisch", bald „grausam", dann einmal „blutrünstig", wieder einmal „schändlich geil", einmal sogar „himmelschreiend bäuerisch und barbarisch, ohne jedes Gefühl für Feinheit und Würde". Sie „tun dem gebildeten Auge weh und rufen Angst und Schrecken hervor, anstatt dass sie erheitern."

Der Toskaner hatte von sich aus zweifellos recht, aber ebenso zweifellos ist, dass Samalio nicht gemalt hat, um Messer Giacomo zu erheitern. Es lag ihm nicht einmal daran, dass der Herr von Cerltaldo alto

sie ansah. Wir wissen es von diesem selbst, dass er stets ungeladen das Castell besuchte. „Ritt wieder einmal zur Centaurenburg, um mir die Grillen zu vertreiben. Wurde übel empfangen, sah aber doch Neues. Wie immer: Greuel über Greuel. Die grosse Tafel aber will er noch immer nicht zeigen."

Von dieser wird noch zu handeln sein.

Vorerst möge aus des Toskaners Aufzeichnungen zusammengestellt werden, was etwa weiter dazu dienen kann, uns einen Begriff vom Wesen und Leben dieses wunderbaren Menschen zu vermitteln.

Aus diesen Notizen fügt sich das Bild eines Précurseurs des Rinascimento, jedoch ohne die bewusste Tendenz zur Antike.

Alle geistigen Strömungen bereiten sich vor: versuchen sich gewissermassen in unzeitgemässen einzelnen. Ehe sie zum Schicksale einer Zeit: ehe sie Epoche werden, treten sie gewissermassen als Ferment in den Schicksalen einzelner auf, die damit zur Einsamkeit verurteilt sind und, meist ohne jede sichtliche positive Wirkung, eine Bestimmung erfüllen, deren Sinn wir nicht begreifen.

Er hat dies selbst gefühlt. Eines Abends

sagte er zu seinem Lehrer, der ihm berichtet hatte, dass das Volk ihn für einen Zauberer hielte: „Bin ich etwa keiner? Lebe ich nicht das Kommende voraus? Ist es nicht Zauberei, dass ich bin, als wäre ich mein Urenkel?"

„Wie das?" fragte der Toskaner.

Und Samalio antwortet: „Jeder von Euch hat den Glauben des anderen; jeder von Euch ist Nachbar: Stütze und gestützt; keiner von Euch ist frei: eine Kraft für sich. Ihr seid alle durch einander bestimmt und findet das füglich. Selbst die gewalttätigen, die sich Herren heissen, handeln mit Rücksicht auf andere, sei es auch nur, dass sie über andere herrschen wollen. Für mich gibt es keine anderen. Ich kenne Euch nicht. Ich kenne nur mich. Ich bin so weit von Euch entfernt, wie von den Menschen, die den Turm von Babel bauten. Ich habe einmal davon gehört (als ich ein Kind war), dass es Menschen gibt ausser mir, aber ich habe einsehen gelernt, dass das ein Irrtum ist. Dieses Märchen ist nur wahr für die, die keine Wirklichkeit in sich haben. Wer sich begriffen hat, weiss, dass er allein ist."

„Als ich dies hörte", fügt hier der Toskaner bei, „war mir einen Augenblick wahr-

lich zumute, als sei dieser Wahnsinn Wahrheit. Daran waren die (Gott verzeih' mir die Sünde) verfluchten Augen des Scheusals schuld, deren Blicke mich wie glitzernde Fäden umspannen. Ganz sicherlich: er ist mit dem Bösen im Bunde. — Aber ich machte mich frei und rief: Wie? Denkt doch an Euren Vater, an Eure Mutter!"

Darauf hat Samalio erwidert: „Vater und Mutter sind nicht ausser mir, sondern in mir; und nicht nur sie, sondern alle, von denen sie gekommen sind. Und nicht nur die, sondern alle Menschen, die je waren. Dies eben ist es, Mann: wer wirklich Einer ist, ist Alle, — und braucht darum Keinen."

Trotzdem berichtet Messer Giacomo, dass Samalio „von einer entsetzlichen Liebe" geplagt worden sei.

„Alle wissen es", schreibt er, „und alle verabscheuen ihn darum noch mehr als um seiner Scheusslichkeit willen: dass er in unziemlicher Liebe entbrannt ist gegen seine leibliche Schwester Bianca Maria, die so schön, wie er hässlich ist. Sie wäre wert, dass man nach ihrem Antlitz die Madonna malte, denn auf ihm ist alle Holdseligkeit und Schöne vereinigt. Zweierlei nimmt

mich wunder: dass diese beiden Geschwister sind, und dass er, das Ungetüm, es wagt, seine Blicke zu ihr zu erheben, deren Schönheit ihn, meine ich, doch eher mit Hass und Neid erfüllen müsste. Gepriesen sei Gott, dass das engelhafte Mädchen ihn verabscheut. Man sagt (und ich erachte es nicht für unmöglich, obwohl es nur ein Gerede ohne sichern Anhalt ist), dass er sie nachts in ihrer Kammer überfallen habe: doch ohne seinen nichtswürdigen Zweck zu erreichen, denn sie habe ihm mit dem grossen Kruzifix, das über ihrem Bette hängt, einen Streich quer über die Stirne versetzt, wovon er (was ich selber wohl gesehen habe) eine tiefe Wunde davontrug. Und folgenden Tages (was wiederum zutrifft) sei er aus der Stadt gewichen, und seither rührt sein dauernder Aufenthalt draussen im Walde. Sie aber ist seitdem verzagt und seltsam schüchtern, derart, dass sie aller Männer Antlitz flieht; und hat sich ohne Widerrede auf Geheiss ihres Vaters einem Edelherrn aus der Nachbarschaft verlobt, dessen Antrag sie vorher zurückgewiesen."

Es findet sich (begreiflicherweise; denn darüber hat Samalio sicherlich nie ge-

sprochen) in dem Tagebuche des Toskaners keine Äusserung des Malers über seine Schwester. Doch ergeben sich bei genauerem Zusehen Zusammenhänge, die dem Berichterstatter offenbar nicht zum Bewusstsein gekommen sind.

Wir finden folgendes: „Fragte ich den Centauren, warum er nicht die Madonna malte."

Antwort: „Weil es unmöglich ist."

Wiederfrage: „Haben es doch schon Tausende getan?"

Antwort: „Weil sie sie nie gesehen haben."

Ich: „So hättet am Ende Ihr sie gesehen?"

Er: „Wohl."

Tat ich erstaunt und frug: „Ei: im Traume?"

Antwortete er: „Es ist kein Unterschied zwischen dem, was ihr in Traum und Wirklichkeit spaltet."

Sagte ich: „Nun: man träumt im Schlafe und sieht wach."

Betrachtete er mich erstaunt: „Und der Unterschied?"

Ich konnte es ihm nicht erklären, oder, wie ich besser sage: er stellte sich an, als begriffe er nicht, was doch auf der Hand liegt (wie es denn immer seine Art ist, Selbst-

verständliches unverständlich zu nennen). Also blieb mir verhohlen, wie das mit der Madonna gemeint."

Ein andermal: „Fand ihn vor einem gar schändlichen Bilde. War der Christ am Kreuze zwischen den beiden Schächern. Es graute mir, als ich sah, dass er sich selbst als den Gekreuzigten gemalt hat, aber, so dies möglich, noch scheusäliger, als er wahrlich ist. Und war über und über voll Blutrunst. Hing ihm aus der Wunde vom Spiesse des Lanzknechts geronnenes Blut traubendick und von der Schulterwunde wie rote Maiskolben. Sass im Brusthaar wie Grind. Hatte sich im Schamtuch ekel gesackt. War wie der geschundene Marsyas."

„Dies ist nicht Jesus", schrie ich auf, „dies ist der Teufel Oberster, den Ihr vor dem Spiegel gemalt!"

Denn ich war sehr zornig. Er aber schien keineswegs beleidigt, sondern lächelte und sprach: „Wisset Ihr nicht, da Ihr ja doch auch mit Farb und Pinsel hantiert: dass jeglicher nichts malen kann, als sich selbst? Wenn ich spreche, so bin ich der Ton; wenn ich sehe, ist's mein Gesicht; mal ich, so kommt nichts auf die Tafel als immer

i c h. Da ich nur ich sein kann, was könnte anderes von mir kommen als ich? — Christus! Wer ist das? Immer der, der ihn fühlt, von ihm redet, ihn malt. Was schüttelt Ihr Euch und tut entsetzt? Kennt Ihr die Schrift nicht? Wisset Ihr nicht, dass er sich Allen gegeben hat? Nun: so auch mir. Und dieser da (er wies zur Tafel) ist wahrlich der meine, so ganz und gar, dass wir beide ein und derselbe sind."

Dass ich es gestehe: ich bebte vor grossem Zorn, und ich rief: „Von Sinnen seid Ihr, und ich müsste Euch vor's geistliche Gericht bringen, wüsste ich nicht, dass Wahnsinn aus Euch phantasiert." Er fuhr sich durch sein stachelig Haar und murmelte etwas, wovon ich nichts verstand als: Noch nicht, noch nicht!

Dann sagte er, ganz ruhig: „Mensch! Mensch! Weisst Du nicht, dass alles Grosse Wahnsinn ist? Als die Liebe Wahnsinn wurde, schlug man sie ans Kreuz. Holla! Seitdem ist sie tot. Nun ist Raum für den Zorn . . . Doch das versteht Ihr nicht. Sonst würdet Ihr's aus meinem Bilde lesen, darauf es deutlicher steht als auf allen andern Tafeln des crucifixus. Doch steht es auf

allen: selbst den ganz lästerlichen: die da lächeln."

Mit einem Male schien es, als wollte er mir zu Leibe. Er schritt auf mich zu, die kleinen Augen so verkniffen, dass die Blicke aus einem Schlitze schossen, stiess mir die Faust auf die Brust und schrie: „Tolle Hunde haben mehr Gefühl für das Opfer auf Golgatha als Ihr, die Ihr aus einem Löwen ein Lamm gemacht habt. Es tut Euch wohl, sein blutiges Vliess zu krauen. Es tut Euch wohl, Wasser aus den Augen zu lassen über den, der Blut aus seinem Leibe liess für Euch. Es tut Euch wohl, aus dem Grössten eine Puppe gemacht zu haben, damit Ihr spielen könnt!"

Ich wollte gehen. Aber er hielt mich fest. Und schleppte mich zu dem grossen verhangenen Bilde. Dort liess er mich los und stiess mich in einen Stuhl.

Und sprach: „Hast Du vernommen, dass nachts Geister kommen, mich zu besuchen?"

Ich hatte es vernommen und antwortete so, fügte aber hinzu, dass ich es nicht glaubte.

„Es ist!" rief er.

Ich schlug das Kreuz.

„Lasst den Gestus!" sagte er ruhig. „Der

Geist, der zu mir kommt, ist nicht höllisch. Christus selber ist hier jede Nacht und mit ihm die Madonna."

Gott verzeihe es mir und alle seine Heiligen, dass ich dem Scheusal nicht in seine Lästerfratze spie, sondern bloss, aber unerschrocken, sagte: Das lügt Ihr!

Da sah er mich gross an und ergriff den Zipfel des Vorhanges und sprach: „Knie nieder!"

Ich glaubte nicht anders, als er wollte mich heissen, den Teufel anbeten, und weigerte mich dess.

„Knie!" knurrte er und griff nach dem Dolche.

„Die Sünde kommt auf Euch," stöhnte ich und liess mich auf die Knie nieder, Gottes Hilfe herbeirufend durch fleissiges Kreuzschlagen."

Als ich die Ringe des Vorhanges kreischen hörte, senkte ich den Kopf und schloss die Augen feste, ja nichts zu sehen. Und war des Bestimmtesten entschlossen, nicht freiwillig Kopf und Blick zu erheben.

Mir ist, als hätte ich lange so auf den Knien gelegen, die Augen also feste zugedrückt, dass vor den geschlossenen goldene Sterne

und Scheiben tanzten. Auch rann mir Schweiss von der Stirne über die Lider, und es war, als wollte er mir die aufbeizen, da er in die Augen drang mit seiner Schärfe.

Dies weiss ich jetzt. Da ich aber voller Aengste lag, glaubte ich, es frässe höllisches Feuer an ihnen. Und ich wimmerte sehr.

Erst als ich seine Schritte von mir gehen hörte, wurde mir etwas mutiger. Ich hob den Kopf, jedoch nach rückwärts gewandt, dorthin, wo der Schreckliche nun in einem Stuhle sass und über mich weg zu dem Bilde blickte: die rechte Hand über die Augen schirmend, wie Maler ihre Tafeln aus der Ferne anzusehen pflegen.

Und er murmelte, als sei ich gar nicht da:

„Es will nicht glühen, wie in der Nacht. Die Purpurspitzen ihrer Brüste sind noch tot. Das Fleisch ist viel zu hell. Im Haar zu wenig Brand noch. Als meine Hand darüber fuhr, hat es geknistert. Das dort ist Werg, nicht Leben. Sonst . . ist . . sie . . schön.“

Er atmete schwer und laut und liess die Hand sinken. Und merkte nun mich. Stand auf und schritt schnell her, griff über mich weg und riss den Vorhang wieder vor das Bild.

„Steh auf!" herrschte er mich an. „Danke Deinem Gotte, dass er Dich davor bewahrt hat, das zu sehen, was meine schamlose Raserei Dir enthüllt hat. Denn wisse: auf dieser Tafel ist die Madonna in Wahrheit, vom nackten Leben leibhaft, geisthaft hergerissen mit der Brunst meines Auges. Würdest Du sie gesehen haben, hätten Dich diese meine Hände erwürgt. Und nun geh und schrei es auf den Gassen aus, dass Samalio Pardulus die Madonna nackt gemalt hat, reitend auf einem Centauren mit den Zügen ihres Sohnes, der ihr Bruder ist. Und dass er mit ihr wegsetzt vom steinigen Felsen Golgatha über einen Abgrund voller Blut, aus dem die Spitzen von Domen ragen zu einem Schlosse von veilchenfarbenem Amethystquarz, bewacht von den Tieren der Apokalypse, und dass dieses Schloss der Sarg Gottes ist, in dem Samalius wohnt und wacht, dass keine Würmer zu ihm kommen."

Man darf es dem Florentiner glauben, dass er nach diesen „Worten das Weite gesucht hat, wie Einer, dem der Böse auf den Fersen ist". Trotzdem hat er nicht den Angeber gespielt und seine Erlebnisse Niemandem vertraut, als den Blättern seines Buches.

Aber auch ohne seine Mithilfe wurde es ruchbar, dass nächtlicherweile Unheimliches sich begab auf dem Schlosse im Walde.

Da Samalio nachts niemand bei sich hatte als einen alten halbblinden und ganz stummen Diener, so konnten die Gerüchte nicht aus dem Schlosse kommen. Sie entstanden in der Stadt selbst, im Hause der Eltern des Malers.

Seit diese wegen der bevorstehenden Hochzeit der Tochter zu mächtigen Verwandten des Bräutigams nach Rom gereist waren, ging es im Palazzo Nacht für Nacht um. Unnötig, all das zu erzählen, was die erschrockene Dienerschaft allnächtlich gesehen und gehört haben wollte. Uebereinstimmend wurde dies berichtet:

Allabendlich, sobald es ganz finster geworden war (man befand sich im Dezember, und es war ein nebliges Wetter ohne Mondschein), kam den steilsten Steg zur Stadt heran, den sonst nur die Ziegenhirten nahmen, ein riesiges schwarzes Pferd, auf dem ein hagerer Mann sass, gehüllt in einen schwarzen Mantel, auf dem schwarzbärtigen Kopfe einen breitkrempigen Kegelhut. Man

hätte, wäre nicht der Bart gewesen (und das andere, das nur Gespenstern eigen ist), meinen können, es sei Samalio. Doch war es sicherlich ein Gespenst, denn aus dem Mantel, daher, dorther, und von seinen Schultern leuchteten gelbe Lichter, und grüne Lichter liefen neben dem Pferde. Der Wachtturm des Hauses, das wie alle Häuser der adeligen Geschlechter mehr eine Burg als ein Palast war, stand auf der Stadtmauer, und auf seinem Umgang befand sich, wie auf den eigentlichen Mauertürmen, die ganze Nacht hindurch ein Wächter. Nur er konnte die Erscheinung verfolgen, sobald sie der Mauer nahe gekommen war. Denn die übrigen Fenster des Palastes, der von der Mauer etwas abstand, gewährten keinen Blick dorthin. Auch hätten wohl weder Männer noch Frauen den Fürwitz gewagt, das Gespenst nahe zu betrachten, da es schon entsetzlich genug anzusehen war, wie sich, sobald Pferd und Mann in das Schattenbereich der Mauer gekommen waren, die gelben Lichter aus dem Mantel und von den Schultern des Mannes in die Lüfte erhoben und das Haus zu umschwirren begannen, während die grünen Lichter in weiten Bogen

den Raum vor dem Turm umkreisten. Aus dem Wächter war nichts herauszubringen als das Eine: Der Mann im schwarzen Mantel schritte durch das geschlossene Turmtor, ohne dass sich dessen Angeln drehten. Als er aber das erste Mal gekommen sei, habe er ihm folgendes gesagt: Mein Anblick tötet Dich. Ich schone Dich, so lange Du allein wachst. Erblicke ich Dich mit Kameraden, so bist Du wie sie des Todes. Daher sich niemand herbeidrängte, dem Wächter Gesellschaft zu leisten. Auch hütete sich im Hause ein jeder wohl, die Augen aufzutun, so lange „der Schwarze" darin war. Der Wachthund, ein riesiges Tier, war am Morgen nach dem ersten Erscheinen mit durchbissener Kehle aufgefunden worden. Das Gespenst blieb stets nur ganz kurze Zeit im Palast. Seine Anwesenheit machte sich lediglich durch ein sonderbar tappendes Geräusch von vielen Schritten, wie von Kindern, die ein Mann begleitet, merkbar. Kaum, dass dieses Geräusch vorüber war, konnten die Mutigeren von ihren Fenstern aus Pferd, Reiter und Lichter im Walde verschwinden sehen: in der Richtung zum Waldschlosse Samalios.

Messer Giacomo, der nicht im Palast

wohnte, sondern ein kleineres Haus in der Mitte der Stadt angewiesen erhalten hatte, berichtet alles dies vom Hörensagen nach Erzählungen der Dienerschaft. Da er es für angebracht hielt, einen reitenden Boten nach Rom zu senden, um die Herrschaft von dem umheimlichen Wesen zu unterrichten, aber nicht ohne die Meinung der Tochter des Hauses handeln wollte, der er überdies Schutz und Beistand bei so schreckhaften Umständen anzutragen sich verpflichtet glaubte (denn alle oberen Hausbediensteten waren mit auf der Reise), so begab er sich zu Maria Bianca:

„Ich fand das edle Fräulein," so schreibt er, „gegen alle Erwartung heitern Sinnes, obgleich sehr blass und trotz des Lächelns in den schönen Augen, gleichsam wie eine Kranke, die die Tröster trösten will. Sie scherzte über das Gerede des Gesindes und sprach: Ich habe wahrlich keine Furcht vor dem Gespenste: so wenig, dass ich meine Kammerfrau, die früher bei mir schlief, aus meinem Schlafzimmer getan habe. Das alles sind nur Torheiten, und es ist nicht wert, darüber zu sprechen, geschweige denn einen Boten aufs Pferd zu setzen. — Auf so be-

stimmte Meinung des gnädigen Fräuleins hin unterliess ich die Botschaft."

Nach seinem letzten, schreckhaften Besuche bei Samalio indessen überkam ihn doch aufs neue Angst, zumal von Bauern aus der Umgebung des Waldschlosses schon früher aufgetauchte Gerüchte bestätigt worden waren, es ginge auch dort Absonderliches vor: mit seltsam singenden Stimmen und einer sonst nie wahrgenommenen bunten Helligkeit hinter den Fenstern. Und er ging nochmals zu Maria Bianca. Er schreibt (mit zitternden Händen, wie er vorausschickt): „Was habe ich sehen müssen! Schlimmeres als eine Kranke. Ihre Augen leuchten wie im Fieber, und sie entsetzten mich, da ich sah, dass sie jetzt denen des Ungeheuers gleichen. Sie ist ganz verändert und dennoch so schön wie je. Aber anders. Gott verzeihe mir den Frevel, dass ich so denke und es hinschreibe: Ihre Schönheit ist schamlos worden. Wie das? Wie darf ich so Unmögliches denken? Jedoch: ich sah es. Mit diesen Augen sah ich den gleissenden Wurm in ihren Augen. Und wenn alle Heiligen um mich her stünden, und alle ihre Martern mich bedrohten, und alle ihre

Seligkeiten mich zurückschreckten vor jedem unbedachten Wort, — ich muss es sagen (und schrecke doch zusammen, wie ich es nun schreibe), sie hat den verruchten Stolz der grossen Huren im Blick. So brennen die Lippen keiner Keuschen. Keine reine Jungfrau liegt so im Gestühl. Selbst in ihrer Stimme ist nicht Unschuld mehr. Es ist eine bebende, wollustnachzitternde Reife in ihr, die wie eine schamlose Offenbarung des Geheimsten ist. Da ist Sättigung und Begierde, aber etwas Drohendes und doch Verzweifeltes ist dabei. Ich suche vergeblich, es in Worte zu fassen. Die toskanische Sprache, reich genug wie wir wissen, Himmel und Hölle zu malen, scheint unvermögend, diesen Triumph voller Qual, dieses Beben aus erfülltem Stolz auszunennen. — O, ich konnte wohl alle meine Fragen und Berichte, derentwegen ich gekommen war, für mich behalten, denn ich wusste auf einmal alles: Nicht törichtes Geschwätz der Gesindestuben ist dieser Spuk, der sich hier begibt und dort erzeugt wird: ist Wahrheit, furchtbare, schändliche, höllische Wahrheit. Das Ungeheuer drüben, unvermögend, diesen Engel blutschänderisch selbst zu gewinnen,

hat sich mit der Hölle verbündet, ihr den Incubus zu senden, und dem ganzen Teufel gelang, was dem halben misslingen musste. Der Engel ist gefallen: eine Teufelshure richtet sich auf im verfluchten Stolze der Wollust. In diesem Hause wohnt die geile Pest der Hölle, gesandt von jenem Scheusal, das durch den Anblick einer reinen Schönheit zum Wahnsinn und vom Wahnsinn zum Frevel aller Frevel getrieben wurde: zur Zauberei. — Wie gross ist doch die Macht des Bösen! Als sie mich anlächelte und mit einem seltsam vollen Tone von scheinbarer Sorglosigkeit sagte: „Nicht doch, Messer Giacomo, bei meinem Bruder sind so wenig höllische Geister wie hier, und es tut wahrlich nicht not, die Eltern zu erschrecken," da war ich einen Augenblick selber im Netze esTeufels und gedachte wiederum, die Botschaft sein zu lassen. Aber siehe, der Böse verrät sich schliesslich doch: Denn es kamen noch die Worte (gewiss aus widerwilligem Mund, denn ich sah, dass er bebte): Das Schicksal ist weder aufzuhalten noch zu beschleunigen. Es erfüllt sich, wenn es zeitig ist. — Ich verbeugte mich, nahm Urlaub und ging. — Der Bote ist auf dem Wege. Wär

ich bei besseren Kräften, ritte ich selbst. Denn es ist wahrlich besser, im Sattel zu sitzen und auf unsicheren Strassen Tag und Nacht zu reiten, als hier zu sein, wo sich so Schreckliches begibt und noch Entsetzlicheres vorbereitet."

Folgt ein Gebet zu allen Heiligen und ein Spruch zur Abwehr der Dämonen.

Aus den weiteren Aufzeichnungen des Florentiners ergibt sich dies:

Die Eltern schickten den reitenden Boten sofort mit der Anzeige zurück, dass sie sich unverweilt auf die Rückreise begeben würden. Diese Botschaft, mündlich gefasst, erging an die Tochter und kam zu später Abendstunde an. Das Gesinde, sehr erfreut darüber, benachrichtigte sogleich Messer Giacomo, der sich auf der Stelle in den Palast begab, am Morgen des folgenden Tages gleich zur Stelle zu sein. Maria Bianca, statt ihn vorzulassen, liess ihm sagen, er habe sich übel um ihre Eltern verdient gemacht. Wenn ihm sein Leben lieb sei, möge er sich stille halten und seinen Fürwitz nicht weiter treiben. Er schloss sich erschreckt in sein Zimmer ein. Kaum eine Stunde später begab sich das Übliche. Nur, wie die Dienerschaft

erklärte, heftiger, lauter als sonst. Man hörte das Fräulein stöhnen und eine heisere Mannesstimme. Türen fielen ins Schloss, ein grässlicher tierischer Laut fauchte heulend auf und ging in ein wütendes Wimmern über, das lange anhielt. Es schien aus dem Schlafzimmer des Fräuleins zu kommen.

— ‚Der Incubus!' dachte sich Giacomo und schlug, so lange es erklang, das Kreuz. Endlich ward es still, aber niemand wagte sich aus seinem Zimmer.

Am frühen Morgen schon kam die Herrschaft an. Die Nebel hatten sich noch nicht gehoben. In den Korridoren des Palastes lag dämmeriger Halbschein. Der Vater befahl eine Laterne und begab sich, wie er ging und stand, im Reisepelze zum Zimmer Maria Biancas, denn er hatte der ungewiss enthaltenen Botschaft entnommen, dass sie krank sei von dem Spuke. Messer Giacomo, in dessen Ohren noch immer das grässliche Wimmern klang, führte die ganz erschöpfte und geängstigte alte Dame. Die Dienerschaft drängte hinterdrein.

Ein paar Schritte vor der Tür machte der Graf halt und wandte sich an Giacomo:

„Ihr habt mir nicht alles gemeldet. Es steht schlimmer. Warum kommt sie uns nicht entgegen?"

„O mein Gott", seufzte die Gräfin und schritt am Grafen vorbei zur Tür.

„Nicht doch, nicht doch!" bat Messer Giacomo. „Nicht hinein!"

„Sagt alles", befahl der Graf.

Der Florentiner trat nahe an ihn heran und flüsterte: „Es ist unmöglich zu sagen. Ich kann nur bitten, schlagt das Kreuz und lasst mich vorangehen."

Der Graf sah ihn gross an. „Ins Schlafzimmer meiner Tochter? Seid Ihr von Sinnen?"

Messer Giacomo rang die Hände und flüsterte noch leiser: „Sie . . . schämt sich nicht mehr".

Der Graf hob die rechte Faust — und liess sie schlaff sinken. Dann winkte er der Dienerschaft zurückzubleiben und stöhnte: „Wenn Ihr die Wahrheit gesagt habt, töte ich sie, habt Ihr gelogen, töte ich Euch."

Er griff nach seinem Dolche und tat einen Schritt voran.

Die Gräfin hatte indessen ihr Ohr an

die Türe gelegt und gebot mit der Hand Schweigen. „Mir ist, ich höre sie röcheln."

Sie klopfte leise an die Türe.

Ein sonderbares Knurren wurde vernehmbar.

„Der Incubus", schrie Messer Giacomo auf und wandte sich wie zur Flucht um. Der Graf packte ihn beim Handgelenk und zwang ihn zur Tür. „Öffnet! Und sei's mit Gewalt!" Giacomo drückte auf die Klinke. Die Türe tat sich auf.

Das Zimmer war ganz dunkel. Nur am Fenster glomm etwas Leuchtendes, wie wenn das Licht des Morgens aus zwei Löchern durch die vorgezogene schwere Samtgardine bräche.

„Da . . . da . . . dort sitzt er!" stöhnte Giacomo und bekreuzte sich.

In diesem Augenblicke flogen die zwei hellen Punkte in einem grossen Bogen durch das Zimmer über die Köpfe der Eingetretenen hinweg — hinaus. Gleich darauf erhob sich, während die drei, von Entsetzen gepackt, am Türpfosten Halt suchten, im Korridor Geschrei und Gekreisch der Dienerschaft, überschrillt von einem langgezogenen wütenden Geheul, das dann in Fauchen überging und

schliesslich knurrend zu verröcheln schien. Dann hörte man das Gesinde die Treppe hinabpoltern und die Treppentüre zuschlagen.

Der Graf kam zuerst zu sich. Er ging zum Fenster und riss die Gardinen auseinander. Das Zimmer war leer. Das Bett hinter den geschlossenen Vorhängen unberührt.

„Wo ist sie?" stöhnte die Gräfin auf und sank vor dem Bett zusammen.

Der Graf sah Messer Giacomo fragend an.

Der flüsterte, mit dem Kopf zur Türe: „Das war sie . . . die Hexe."

„Licht!" schrie der Graf den Korridor hinaus.

Niemand kam.

„Sie fürchten sich. Wer fürchtete sich hier nicht?" murmelte der Florentiner.

„Was könnte ich noch zu fürchten haben," murmelte tonlos der Graf und schritt zur Türe.

Links neben der stand am Boden die Laterne. Er hob sie hoch. Ihre Verrahmung und die ausgeschnittene Ornamentierung der Haube warfen ein Rankennetz von Schatten an Decke und Wand. Da die Hand des Grafen zitterte und die Laterne sich in der Handhabe drehte, war es ein huschender Tanz

von Schatten und Licht. Da fiel aus der grössten Scheibe ein gelber Schein auf etwas Geducktes, Schwarzes in einer Ecke.

Der Graf ging unsicheren Schrittes darauf los, machte das Zeichen des Kreuzes und murmelte: „Bist Du es?"

Das Wesen, nun wieder verschattet, duckte sich noch mehr zusammen und knurrte tückisch.

Da ergriff den Greis eine wahnsinnige Wut. Er riss den Dolch aus der Scheide und warf sich mit dem ganzen Gewichte seines Körpers vornüber auf das Dunkle, den Dolch voran. Er fühlte einen heissen Hauch in seinem Gesicht und heisses Blut über der Faust. Wild packte er mit beiden Händen zu, und zwischen seinen eingekrallten Fingern verreckte eine riesige Wildkatze. Er trug sie, die Hände weit vor sich gestreckt, keuchend zum Zimmer und warf den noch zuckenden Leib auf das Bett Maria Biancas. Dann kniete er nieder, schlug die blutigen Hände vor's Gesicht und betete — für die Seele seiner Tochter.

Die Gräfin lag ohnmächtig vor dem Bett. Auf ihre Stirn tropfte das Blut des Tieres.

Messer Giacomo schreibt: „Auch ich hatte

schier die Besinnung verloren. Das Herz sass mir im Halse. Ich fühlte sein Pulsen im Hirn. Vor meinen Augen war ein roter Dampf. Ich weiss nicht: war das das Blut, das mir so heftig zusetzte, oder höllische Vortäuschung. Durch das rote Dunkel hindurch sah ich die Augen des Teufel-Tieres verlöschen: und es waren genau die Augen Maria Biancas. Ihr letzter Blick, voller Wut, galt mir. Ich wehrte dem Bösen mit dem Kreuze und kniete gleichfalls nieder, für die arme Seele zu beten. Dann trugen wir, der Graf und ich, die edle Dame in ihr Gemach, beide im Herzen dankbar, dass sie nicht zu sich kam. Darauf erzählte ich dem unglücklichen Vater alles, was ich wusste. Wer etwa Zweifel daran gehegt hätte, dass der aus altrömischem Heldenblute stammte, der würde sich jeglichen Zweifels daran wohl begeben haben angesichts der Grösse und Festigkeit, mit der der Graf nach Anhörung meines Berichtes nichts weiter sagte als: „So bleibt mir nur noch übrig, auch ihn auszutilgen."

Er liess für sich, Giacomo und zehn Knechte satteln, setzte, für den Fall, dass er im Kampfe mit dem Zauberer zu Tode kommen sollte, sein Testament auf, sein

ganzes Vermögen der Kirche vermachend, tauchte Schwert und Dolch in geweihtes Wasser und ritt langsam mit seinen Begleitern zum Walde. Rechts von ihm ritt Messer Giacomo, links der Turmwächter. Dieser, sonst der Mutigste unter allen Dienern des Grafen, wankte schier im Sattel und war entstellt von Angst und Grauen. Sein Gebieter sprach ihm Mut zu, aber je näher sie dem Schlosse kamen, um so unstäter wurde sein Blick, um so blasser sein Gesicht.

Wie sie des Schlosses ansichtig wurden, das im fahlen Lichte eines sonnenlosen Tages dastand, wie aus glanzlosem Blei, graubläulich, gleichsam tückisch, hiess der Graf alle von den Pferden steigen und niederknien zu beten. Dann, als sie wieder im Sattel sassen, mussten sie die Schwerter ziehen, sie steil gerade vor sich halten als Kreuzeszeichen und die Hymne singen:

Wir ziehen aus, zu streiten
Für Jesu Christ,
Der unserm tapfern Reiten
Unsichtbar Führer ist,
Seine Fahne, schneeweiss,
Kyrieeleis,
Wird uns zum Sieg geleiten.

„Es war uns allen", schreibt der Toskaner, „ausgenommen den alten Herrn, wie ich anbetrachtlich des Funkelns in seinem Aug, glaube, nicht gar mutig zu Sinne. Aber das Lied, wie es aus uns drang, umgab uns gleichsam mit dem Atem tapferer Erzengel. Als wir vor dem Tore hielten, sah ich, dass alle Knechte wacker rote Wangen hatten, bis auf den Wächter."

Da das Tor verschlossen war (wie auch alle Fenster, die Läden vorhatten), schlug der Graf mit dem Knaufe seines Schwertes daran und rief: Im Namen des Dreieinigen, öffne!

Statt der Antwort erfolgte ein harsches, gaumiges Röcheln. Dann klirrten Schlüssel, die Türflügel kreischten in den Angeln, und aus der Öffnung trat der alte Diener, sogleich in die Knie sinkend und beide Arme ausbreitend. In seinem qualvoll aufgerissenen Munde sah man die schwere Zunge wie im Krampfe zucken, während im Gaumen wieder die entsetzlichen nach Ausdruck ringenden Laute röchelten. In den blinden Augen lag leer, grau der Wiederschein des dunstigen Himmels.

Der Florentiner berichtet:

„Obgleich der Erbarmungswürdige weder

mit dem Munde noch mit den Augen zu sprechen vermochte, verstanden wir ihn doch alle gleich und wussten, dass das Scheusal tot war."

Der Graf winkte den Knechten, zurückzubleiben und gebot dem Stummen, ihn und Giacomo zur Leiche zu führen. Der aber warf sich lang auf die Erde hin, als ob er sich mit den Händen in sie einkrallen wollte.

„Da wussten wir", schreibt Giacomo, „dass uns noch Schlimmeres bevorstand, etwas, das selbst den entsetzte, den Blindheit davor bewahrt hatte, es sehen zu müssen."

„Ich möchte es Euch, Messer Giacomo, sagte der Graf, „gerne ersparen, mich zu begleiten. Aber, seht, mich wandelt jetzt Furcht an, da ich mich doch nicht davor gefürchtet habe, den zu töten, der das Leben von mir hatte. O mein Gott, warum begnadest Du mich nicht mit Blindheit! Furchtbares zu tun, hat für den Edlen keinen Schrecken, wenn Not und Pflicht gebietet. Aber es gibt Dinge von einem Antlitz, dessen Ahnung schon auch den Tapfersten zur Flucht scheucht. Doch es muss geschehen. Ich muss mit diesen Augen sehen, was mein Herz schon

weiss. Messer Giacomo, die Sünde braucht den Teufel nicht. Wenn Ihr Euch jetzt noch vor höllischen Geistern fürchtet, so sage ich Euch: Ihr könnt ruhig mit mir gehen. Wenn Ihr aber dem Grauen nicht gewachsen seid, das von der verfluchten Natur ausgeht, aus der wir alle sind, so sage ich Euch: Lasst es mich allein ertragen, der ich es muss, weil ich mit meinem Blute daran schuldig bin."

Der Florentiner, der diese Worte so berichtet, fügt hinzu: „Auch jetzt, da ich dies mit Besonnenheit aufzeichne, verstehe ich es nicht, geschweige denn, dass ich es verstand, als ich es vernahm. Der Böse, dessen augenscheinliches Werk mein armer edler Herr von jenem Augenblick an leugnete, hat ihn verwirrt. Gelobt sei Gott dafür, dass er wenigstens meinen Geist vor Verdunklung schützte."

Die beiden gingen durch dunkle Korridore, dunkle Treppen hinauf zu dem grossen Turmgemache, das Giacomo als Werkstatt des Malers kannte, und wo er mit Recht vermutete, dass sie seine Leiche finden würden.

Lassen wir ihn berichten: „Ich schritt voraus und hob den ledernen Vorhang auseinander, dass der Graf eintreten konnte.

Er ging aber nicht mit mir ins Zimmer, sondern hielt sich rechts und links mit der Hand am Türvorhang fest. Ich hörte, wie sein Atem ging, und war froh, dies Leben zu hören, denn es kam nun das schwerste Grauen von allem über mich, so, dass ich nicht mit Schritten zu gehen wagte, sondern, keinen Fuss hebend, mich gleichsam füsslings über den Teppich vorwärts tastete. Da stiess ich mit den Knien gegen etwas weiches an und bog mich behutsam darüber, die suchenden Hände vorstreckend. Nie vordem habe ich gewusst, dass das furchtbarste Grauen, das der Mensch empfinden kann, in den Fingerspitzen wohnt. Alle Qual der Furcht, des Entsetzens, das sich gleichsam zurücksträubt und doch wie eine willenlose Last langsam, fürchterlich langsam und dennoch unabwendbar, vorwärts wuchtet, sass knäuelhaft, wie geduckt zusammengerollt unter meinen Fingernägeln, die mir (doch war das sicherlich Blendwerk) zu leuchten schienen. Dies alles währte kaum die Dauer eines Atemzuges und war dem Gefühle nach eine Ewigkeit, — bis der Augenblick kam, da die Qual gleichsam in die Wut umschlug, sich selber ein Ende machen zu wollen, und sei es durch noch

Schlimmeres. Ich warf mich vornüber und flog mit einem grauenhaften Schrei zurück. Meine Hände hatten zwei nackte, schauerlich kalte Frauenbrüste gefühlt, mein warmer Mund einen kalten berührt.

Ich taumelte bis zum Vorhang zurück und keuchte: „Die Hexe! Dort!"

Der Graf drängte mich bei Seite und murmelte: „Ich wusste es." Dann, ein paar Schritte vorwärts tuend, lauter: „Ich bitte Euch, lasst Licht herein. Ich fühle die Beiden, und es verlangt mich nun sie zu sehen." Er schien ganz ruhig. Ich hörte seinen Atem nicht mehr. Ein Knarren verriet mir, dass er auf einen Stuhl getroffen war, in den er sich niedergelassen hatte.

Ich tastete mich die Wand entlang zum Fenster, um ja nicht beim Durchschreiten des Zimmers nochmals in Berührung mit einem der beiden verfluchten Leiber zu kommen. Denn noch immer rann ein schaudervolles, eisiges Entsetzen durch meine Adern. So voller Grausen war ich und gleichsam angstbeflissen, dass, als des Grafen Hand an der Seite der Stuhlwange herabglitt, ich beim Hören des leisen, schürfenden Tones zusammenknickte, für einen Augenblick nicht

anders vermeinend, als es sei ein Seufzer aus toten Lippen.

Endlich war ich beim Fenster angelangt und fühlte die Quaste der Vorhangschnur in meiner Hand. Ich brauchte meine ganze Kraft zu der geringen Arbeit, die Gardine sich teilen zu lassen: so völlig erschöpft war ich. Um aber das Fenster und den einen Laden zu öffnen, bedurfte ich der Hilfe des Gebets. Ich rief laut die Madonna an, mir beizustehen.

Da hörte ich einen gräulichen Fluch. War das mein alter, edler, frommer Herr, der über die Reinste der Reinen das schmutzigste Wort spie?

Wollte Gott, ich dürfte noch glauben, dass es der Satan selber war, wie ich es damals glaubte. —

Ich riss Fenster und Läden auf, indem ich, ohne mich umzuwenden, schrie: „Fleuch hinaus, Geist der Finsternis! Weiche, weiche, weiche von uns, Fürst der Hölle!“ Und legte meine Stirn aufs Fensterbrett, nochmals zu beten. Der feuchte, kalte Wind aus dem Walde strich mir übers Haar und weckte mich gleichsam aus dem wohltätigen Schlummer der Andacht, die mich aber doch so weit gestärkt hatte, dass ich spürte, es sei geraten,

mich diesem Luftstrome nicht länger auszusetzen. Ich wandte mich um, vermied es aber wohl, dorthin zu blicken, wo ich die beiden Leichen vermutete. Doch sah ich den Grafen. Er sass in dem flammrot seidenen hochlehnigen Stuhle des Malers, den ich wohl kannte mit seinen goldeingewirkten Zeichen einer fremden, heidnischen Schrift. Steif angelehnt sass er, ganz regungslos; auch die Arme und Hände, gerade hingelegt auf die Armlehnen, rührten sich nicht im mindesten. Man hätte meinen können, er sei tot.

Nur die Augen lebten. Lebten gierig.

Und es waren die Augen des Scheusals.

Mir war, als starrten diese selben Augen überall her: kalt glühend durch das kalt graue Morgenlicht. Sie glotzten kugelig von den Buckeln der kupfernen Wandleuchter, blinzelten verkniffen aus allen Facetten der Gläser und Flaschen auf dem Kredenzbord, schossen blitzende Blicke von den Spitzen der Degen, Dolche, Hellebarden an der Wand, lauerten tückisch in allen Falten der Vorhänge.

Ich sah wohl, dass der Böse sich nicht hatte bannen lassen durch meine Gebete, und bald musste ich es auch hören.

Denn er sprach aus dem Grafen wie folgt: „Ihr musstet sterben, um mich fühlen zu lassen, wie verwandt ich euch bin. Mit meinem Blute habt ihr: mein Blut hat in euch gesündigt. Wie dürfte ich verdammen, da ich, ob auch mit Grauen, verstehe? Der Tod ist ein mächtiger Lehrer. Ich habe die Hölle verlernt vor seinem Grauen. Sie ist nicht hinter dem Tode, ist vor ihm: in diesem Leben, das kraft heiliger Gesetze verbietet, wozu der unheilige Geist treibt, der in unseren Adern glüht. Ich habe ihn stets gebändigt. Und durfte wohl stolz darauf sein; denn mein ganzes Leben hat sich dem Gesetze geopfert. Aber siehe, mein Blut hat sich gerächt: mein Opfer war unnütz und ein frommer Frevel. Ich durfte rein bleiben, weil diese da alle meine Unreine in sich nahmen. Wo ist da Gott? Wo ist da Teufel? Ich sehe, dass ihr sehr elend und von aller Heiligkeit ausgeschlossen wart: Verworfene vor allen Menschen; und doch überkommt mich der Glaube, dass euer Leben völliger war als das meine, und euer Tod freier und stolzer als der der Frommen, die noch im letzten Augenblicke um Vorteil handeln. Ihr seit in einer grossen Gewissheit

dahingegangen nach grossen Sünden: ich aber, der Fromme, bleibe voller Zweifel hier und fürchte, dass ich weder selig, noch unselig sterben kann."

Selbst die Stimme, in der dies sprach, war nicht des Grafen Stimme. Sie hatte einen vollen, zuversichtlichen, tapferen Ton gehabt. Was hier klang, war wie der Ton einer gesprungenen Glocke. Es war, als schwebte er nicht durch die Luft, sondern er glitte von den Lippen, rönne über Kinn und Brust, tropfte den Stuhl hinab zum Teppich, kröche über diesen weg zu den Beiden.

Mir aber gruben sich die Worte, wie matt sie auch klangen, mit einer magischen Gewalt ein, so dass ich sie zu jeder Stunde wiederholen könnte, wie ich sie jetzt gleichsam unter dem Diktate des Satans niedergeschrieben habe. (Ich wage es, die Wahrheit zu sagen, in diesem Augenblick nicht, hinter mich zu blicken, denn ich weiss: in dem Bilde des heidnischen Ahnherrn dieser nun erloschenen Familie, das ich selber nach einer alten Tafel im Palaste hier auf die Wand übertragen habe, stehen jene beiden Augen. Ich weiss es, denn ich fühle ihren Blick als einen dumpfen Druck am Nacken.)

Immer noch starr gerade ausschauend, wandte sich der Graf nun in seinem alten, nur etwas müderen Tone mit diesen Worten an mich: „Seht Ihr, wie schön sie ist, Messer Giacomo?"

Antwortete ich: „Nein, Herr. Gott verhüte, dass ich meine Blicke zu diesem Gräuel wende. Die Hexe ist nackt."

Sprach er, nicht zornig, aber gestrenge: „Lasst dieses Torenwort und sprecht mit Achtung von meiner Tochter. Nackt ist sie, aber so schön, dass nichts Schamloses an ihrer Nackheit ist. Auch ist sie tot, und nur im Lebendigen ist Sünde und der Schatten der Sünde: Scham oder Unscham. Ich sehe sie an wie ein Werk des Meissels, den der Tod geführt hat, und ich denke zurück an meine jungen Tage, da ich mich nächtens mit einer Fackel in den Keller schlich, wo in einer Ecke die Madonna der Heiden stand, zu der meine Ahnen einst gebetet haben: Frau Venus. Doch diese hier ist schöner. Ich denke mir: Sie wurde so schön, weil meine Jugend unter jenem Venusstern stand. Die Göttin, deren Bild ich mit eigener Hand zerschlug, als der Geist des Gesetzes von mir Besitz ergriffen hatte, hat sich gerächt,

indem sie aus meinem Blute ihr schöneres Bild gestaltete. Glaubt nur, Messer Giacomo, die Götter der Heiden sind nicht tot. Sie leben in unserem Blute, und aus unserem Blute leben sie immer aufs neue auf in sichtbarlicher Nachgestalt. Der Schatten des Kreuzes ist doch nur ein Schatten, der sich nach der alten Sonne drehen muss. Ihr blickt noch immer nicht hin?"

„Da sei Gott vor!" antwortete ich bestimmt.

Er aber sprach: „Ihr tut mir leid. Dieser Anblick, vor dem auch ich mich gefürchtet habe vor wenigen Minuten noch, und es ist seitdem doch eine Fülle von Zeit verstrichen, reicher als mein ganzes armes Leben in heiliger Finsternis, — dieser Anblick ist kein Schrecken: ist klare, ruhige, wohl feierliche, aber nicht gestrenge Offenbarung. Mein schönes Kind liegt auf dem Ruhebette, wie es von Venus erschaffen ward. Der rechte Arm ruht unter dem Haupte, die linke Hand im Haar des Bruders, meines hässlichen Kindes, das, vor dem schönen niederkniend, den selbstgerufenen Tod erwartet hat. Er trägt einen Mantel aus dunkel veilchenblauem Sammet und auf dem

Haupte einen Dornenkranz. Ihr wendet Euch ab und seid empört. Mir selber tat der Anblick weh, denn es dünkte mich unwürdig, gleich einem Schauspieler in den Tod zu gehen, Grosses nachäffend. Doch weiss ich es besser, seitdem mich das Bild, vor dem sie gestorben sind, belehrt hat, dass er nicht als Mime starb, sondern als Maler. Auf diesem Bilde sind die Farben noch feucht an dem Kopfe mit der Dornenkrone, und es ist, als ob die Blutstropfen lebendig herunterrönnen aus dem krausen Haar über die gelben Wangen. Er hat sich die Dornen ins Haupt gestossen, dieses Blut fliessen zu sehen, aber mehr noch zur Aufgeisselung der Kraft, die auch äusserlich fühlen wollte, was sie innerlich ergriffen hatte. — Ihr wisst, dass es mir immer zuwider war, ihn die Kunst des Malens wie etwas treiben zu sehen, das mehr ist als vornehmer Zeitvertreib. Dass ich es Euch gestehe: Ich verachtete ihn darum, und er war mir seiner Kunst wegen noch abscheulicher, als wegen seiner Hässlichkeit und düsteren Art. Nun lehrt mich dieser Morgen, mit dem eine helle Nacht für mich anbricht, auch dies: dass Kunst, mit diesem Stolze heroischer Hingabe ausgeübt, zu den

grössten Menschendingen gehört, zu denen, die über alle Tiefen und Nebel hinwegtragen, wie dieser centaurische Christus die nackte Madonna hinwegträgt vom Felsen des Todes über qualmige Städte zur Festung Einsamkeit. — Ich will, hört mich wohl: Ich will in diesem Hause meine Tage beschliessen und auf diesem Lager sterben vor diesem Bild, das dann wie alles andere von der Hand meines Sohnes mit meinem Leichnam zu den Leibern meiner Kinder eingegraben werden soll in den Fels dieses Berges. Immer und immer will ich es sehen, wie ihre linke Hand in das blutige Haar des Christus-Centauren greift, dessen blutrünstiges Antlitz sich ihr in schmerzlichster: seligster Liebe zuwendet. Ihre holden, gütigen, mutigen, aller Liebe vollen Augen sollen auch mir hinüberleuchten zu jener Ruhe, die Gott selber bewacht."

Kaum dass der Graf geendet hatte, drang Gemurmel und Schrittgestampf vom Gange her in den Saal, und die Stimme eines Knechtes bat um Einlass.

Der alte Herr erhob sich ruhig, löste seinen Pelzmantel von den Schultern und legte ihn über die Toten. Dann zog er den Vorhang

vor das Bild und rief mit seiner alten Stimme des Befehlensgewohnten gebietend: „Tretet still herein!"

Sogleich verstummte Gemurmel und Gestampf. Die Knechte traten gebückt ins Gemach, vor sich her den Wächter schiebend, der gefesselt war und vor dem Grafen in die Kniee sank.

„Geht", befahl der Herr den übrigen, und dem Knienden: „Steh auf und sprich!"

Der erhob sich und murmelte: „Ich wollte fliehen, Herr, weil ich mitschuldig war an dem Schrecklichen, und will nun alles eingestehen."

Der Graf legte ihm eine Hand auf die Schulter und ergriff mit der anderen die gefesselten Hände des Wächters. Und sprach: „Ich weiss. Doch niemand ausser Dir und mir soll wissen, denn dieser (und er wies auf mich) sieht nicht mit sehenden Augen und wird auch die andern heilsam blind machen. Du aber sollst zu keinem Menschen mehr reden, sondern mit mir eingeschlossen bleiben in diesem Hause. Die Leichen meiner Kinder im Felsen zu begraben, soll Deine erste Arbeit sein; Deine letzte: mit meinem Leichnam dasselbe zu

tun. Dann sollst Du dieses Schloss oesitzen mit allem, was darin ist."

Der Wächter, diesen Spruch so wenig begreifend wie ich, der ich aber längst die Besessenheit des Grafen erkannt hatte, beugte sich stumm über die Hand seines Gebieters und küsste sie.

Mir blieb nichts mehr zu tun übrig, als um Urlaub zu bitten für immer und zu fragen, welche Botschaft ich der Gräfin bringen solle.

Die Antwort war: „Sag meiner Gattin, dass sie mir willkommen ist, wenn sie sich stark genug fühlt, mit mir bei den Dämonen zu hausen. Niemand weiss ja über diese so gut Bescheid, wie Ihr. Wie ich sie kenne, wird sie es vorziehen, sich in den Schutz der anderen Madonna zu begeben. Und sagt Ihr, wenn sie Euch dies kund gibt, von mir, dass sie recht daran tut und dass es mich beruhigen wird, sie in dem besten Schutze zu wissen, darin sich ein Mutterherz ausruhen kann. Ich weiss, sie wird für mich beten. Sagt Ihr auch das. Und fügt von mir noch dies hinzu: dass ich ihr ehrerbietig und mit dem ganzen Reste von Liebe dafür danke, den ich für Lebendiges noch fühlen kann."

Obwohl ich dank der Klarheit, die sich immer mehr in mir ausbreitete, sehr wohl begriff, dass das Gütige und Wahre in diesen Worten keineswegs ein Zeichen etwa aufdämmernder Vernunft, sondern nichts als spöttische Verstellung des Teufels war, der diesen Geist völlig verwirrt hatte, musste ich mich doch, mehr unbewusst als mit Fleisse, gleichfalls auf die Hand des Unglückseligen beugen. Meine Lippen fühlten, dass sie ganz kalt war.

Ich ritt mit den Knechten im schnellsten Galopp zur Stadt. Der Nebel hatte sich gehoben. Als ich mich, wir mochten etwa zwei Bogenschüsse weit geritten sein, umwandte, sah ich das Schloss im hellsten Sonnenlichte über dem schwarzen Walde gleichsam höhnisch leuchten.

Morgen geleite ich die Gräfin nach Rom ins Kloster. Dort will ich auf bessere Zeiten warten, dass ich nach Toskana zurückkehren kann.

Zum Danke für meine Rettung aus der grausamen Gefahr, gleich meinem edlen alten Herrn in die Verstrickung des Teufels zu fallen, habe ich heute gelobt, nie wieder einen Pinsel zur Hand zu nehmen. Die Kunst ist die schlimmste Schlinge des Bösen."

